



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Mögliche Welten:
Aneignungsformen städtischer Freiräume in Wien

verfasst von / submitted by
Angelika Böhler, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2019 / Vienna 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 810

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreut von / Supervisor:

V.-Prof. Doz. Dr. Marie-France Chevron

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre eidesstattlich, dass ich die vorliegende wissenschaftliche Arbeit selbstständig angefertigt, keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt und alle aus ungedruckten Quellen, gedruckter Literatur oder aus dem Internet im Wortlaut oder im wesentlichen Inhalt übernommenen Formulierungen und Konzepte gemäß den Richtlinien wissenschaftlicher

Arbeiten zitiert und mit genauer Quellenangabe kenntlich gemacht habe. Die wissenschaftliche Arbeit ist noch keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt worden. Diese Arbeit wird in gedruckter und elektronischer Form abgegeben. Ich bestätige, dass der Inhalt der digitalen Version vollständig mit dem der gedruckten Version übereinstimmt.

Wien, 20. Juli 2019

Danksagung

Ein besonderer Dank gilt meiner Familie, meinem Partner sowie meinen Freunden, die mich über all die Jahre während des Studiums in jeglicher Form unterstützt haben.

Zudem möchte ich mich bei meiner Betreuerin Dr. Marie-France Chevron bedanken. Sie hat mich tatkräftig, geduldig, strukturiert und genau bei meinem Forschungsvorhaben begleitet und stets positive sowie konstruktive Anregungen gegeben.

Ein weiterer Dank gilt meinen InterviewpartnerInnen, ohne die diese Arbeit gar nicht erst zu Stande gekommen wäre.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
1.1. Die Fragestellung	1
1.2. Aufbau der Arbeit.....	4
2. Theoretische Grundlagen	6
2.1. Historischer Abriss der Urbanen Anthropologie	7
2.1.1. Entwicklungen, Veränderungen, Meilensteine	7
2.1.2. Historische Entwicklungen	8
2.2. Der öffentliche Raum.....	12
2.2.1. Historische Einbettung und gegenwärtige Situation	12
2.2.2. Begriffsklärung zum Konzept des „öffentlichen Raumes“.....	14
2.2.3. Der öffentliche Freiraum	18
2.3. Raumkonzepte in Hinblick auf die Definition von städtischen Freiräumen	20
2.3.1. Raumbegriffe in verschiedenen Wissenschaften	21
2.3.2. Lefebvre's Raumkonzept.....	21
2.3.3. Henri Lefebvre und das Recht auf Stadt	25
2.4. Allgemeines zum Konzept der Aneignung.....	26
2.4.1. Habituskonzept und Aneignung	27
2.4.2. Aneignung oder Nutzung.....	28
2.4.3. Arten der Raumaneignung	28
2.5. Öffentliche Räume in der Governance-Perspektive	40
3. Forschungsdesign und Methoden	44
3.1. Die Teilnehmende Beobachtung	44
3.2. Die Interviews.....	47
3.2.1. Die InterviewpartnerInnen	47
3.2.2. Der Interviewleitfaden.....	48
3.2.3. Konkrete Adaptierungen während der Durchführung der Interviews	50
3.3. Der Feldforschungsprozess.....	51
3.4. Die Transkription und die qualitative Inhaltsanalyse	51
3.4.1. Die Transkription.....	51
3.4.2. Die qualitative Inhaltsanalyse.....	51
4. Darstellung der Ergebnisse	52

4.1. Entwurf eines Erklärungsmodells.....	53
4.2. Gespräche und Orientierung im Feld	56
4.3. Ergebnisse der Beobachtungen	60
4.4. Ergebnisse der Interviews	62
4.4.1. Vielfalt der Definitionen Freiraum.....	63
4.4.2. Vielfalt der Aneignungsformen des Freiraums	65
4.4.3. Aspekte von Freiräumen.....	67
4.4.4. Dialektik des Raums.....	84
5. Conclusio und Ausblick.....	88
6. Literaturliste	91
7. Anhang	95

1. Einleitung

1.1. Die Fragestellung

Mein Forschungsinteresse bezieht sich auf Freiräume im öffentlichen städtischen Kontext, also auf Räume, welche grundlegend nicht gewidmet und nicht gestaltet sind sowie keine Funktion aufweisen.

Exemplarisch für etliche andere Großstädte Europas, sollen am Beispiel der Stadt Wien profunde Einsichten in unterschiedliche Aspekte dieser Dimension städtischen Lebens gewonnen werden. Wien unterliegt seit mehreren Jahren einer starken demographischen Wachstumsphase, die sich wohl auch in den kommenden Jahrzehnten fortsetzen wird (vgl. wien.gv.at [10.12.2017]). Dieser Umstand führt oftmals städtebaulich zu einer Verdichtung der bestehenden Struktur. In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, dass es in Wien eine vergleichsweise geringe Anzahl an Projekten zur Expansion des Stadtraums gibt, beispielsweise die Seestadt Aspern oder das innerstädtische Stadtentwicklungsgebiet des Nordbahnhofs. Durch solche Verdichtungsprozesse drohen städtische Freiräume zu verschwinden oder sie werden eben dadurch überhaupt erst als solche wahrgenommen. Diese Situation ist für meine Erhebung wichtig, da die freiraumbezogenen Bedürfnisse der BewohnerInnen Wiens im Fokus meiner Arbeit stehen. Diese drücken sich im Wunsch nach Selbstgestaltung und Selbstverwaltung sogenannter „städtischer Leerstellen“ aus. In diesem Zusammenhang ist die grundlegende Antriebskraft der Akteure in erster Linie nicht politisch, sondern sie zielt auf deren eigene Freizeit- und Lebensraumgestaltung ab.

Im *Wiener Stadtentwicklungsplan 2025* (kurz: *Step 2025*), welcher einen vorwiegend strategischen Charakter besitzt und die Richtung der Stadtentwicklung auf gesamtgesellschaftlicher Ebene bis zum Jahr 2025 vorzeichnen möchte, wird zu dieser Thematik, der Freiraumplanung, nur marginal Bezug genommen und hier stellt sich auch die grundsätzliche Frage, ob Freiräume in diesem Sinne überhaupt planbar sind. Ich möchte mit meiner Forschung herausfinden, wie die BewohnerInnen Wiens Freiräume definieren, konzipieren, wahrnehmen, sie leben und beleben und sich aneignen. Diese Herangehensweise schließt nicht nur die materielle Dimension städtischer Freiräume ein, sondern auch die ideelle Sichtweise der BewohnerInnen.

Im Zuge meiner Auseinandersetzung mit dem Themenfeld, besuchte ich die Vienna Biennale 2015, eine Ausstellung für Kunst, Design und Architektur, genauer: das Rahmenprogramm „Ideas for change“, bei der seitens des Kuratorentteams u.a. Fragen zur Freiraumplanung aufgeworfen wurden. Dabei wurden BesucherInnen ermuntert, ihre Ideen im Hinblick auf mögliche Mitgestaltung einzubringen, woraus sich für meine Arbeit tatsächlich ideenspendende und -leitende Motive ergaben, sowohl was die Definitionen von Freiräumen als auch deren Aneignungsmöglichkeiten und -formen anbelangt. Mir wurde bewusst, dass nicht nur für meine Forschung, wohl aber auch für jegliches Interesse an der Erschließung, Entwicklung und Erhaltung von Freiräumen, das partizipative Moment des direkten Gesprächs unabdingbar ist. Es gibt kaum andere Wege, um unmittelbaren Zugang zu Vorstellungen der Akteure zu bekommen, deren Ideen, Wünschen und Sehnsüchten.

So bin ich auf die Arbeit des Aktionsprogramms *Grätzloase* der Stabstelle „*Lokale Agenda 21 Wien*“ aufmerksam geworden. Bei diesem Programm können Ideen für kreative Aktionen, den öffentlichen Raum betreffend, eingereicht und in weiterer Folge mit fachlicher sowie finanzieller Unterstützung umgesetzt werden. Interessant daran ist der Bottom-up-Ansatz, also die Berücksichtigung des aktiven partizipativen Mitgestaltens des öffentlichen Freiraums durch die BewohnerInnen, wie es von Seiten der Stadt Wien bei diesem Aktionsprogramm forciert wird. Dies ist hinsichtlich der oft geforderten „Stadtentwicklung von unten“ von großer Relevanz.

Wie ich den Begriff „Freiraum“ in Bezug auf meine Forschungsfrage definiere

Der Begriff „Freiraum“ hat mehrere Bedeutungen, auf welche ich kurz eingehen werde, um ihn dann bezogen auf meine Forschungsfrage konkret zu spezifizieren. Verwendung findet der Begriff etwa in Bereichen der Soziologie, der Politik, als auch der Stadtplanung, wo er unterschiedlich diskutiert und definiert wird. Letztere versteht unter Freiraum jede unbebaute Fläche, somit alle Plätze, Straßen, Gärten und Parkanlagen, kurz: Die Abwesenheit baulicher Anlagen. Abstrakter ist der Bezug zu Freiräumen in der urbanen Anthropologie, wo diese als Zonen, die weder gestaltet, noch gewidmet sind und welche keinerlei Funktion übernehmen, verstanden werden. Allgemein lässt sich sagen, dass solche Räume frei von vorgegebenen Zwecksetzungen als auch vom Zwang zur Wirtschaftlichkeit sind und erst dadurch einen Möglichkeitsraum darstellen. Es ist diese immaterielle Dimension städtischen Raums und die Vielfalt seiner Bedeutungen für die BewohnerInnen und NutzerInnen, die für meine Arbeit maßgeblich ist und weniger seine baulich-räumliche Dimension. So findet sich in diesem

Zusammenhang im „Dysfunktionalen (= unzweckmäßigen) Freiraum“ (Kaufmann 2006) eine wesentliche anthropologische Erweiterung der Begrifflichkeit, die nicht auf die Bebauung, sondern in erster Linie auf die Benutzung Bezug nimmt.

Hier spielen temporäre, nutzungs- wie interpretationsoffene Aneignungsformen des Raums eine Rolle, wie sie beispielsweise BewohnerInnen im Rahmen des Aktionsprogramms *Grätzlose* der Stadt Wien seit 2014 praktizieren können, wobei hier die entsprechenden Flächen, ehemalige Parkplätze, wie etwa in der Frauenfeldergasse im 17. Gemeindebezirk oder der Neustiftgasse im 7. Gemeindebezirk, dezidiert zur Gestaltung freigegeben wurden. Die Menschen in der Stadt haben in solchen Fällen also die Möglichkeit, sich den öffentlichen Raum neu anzueignen.

Bei diversen anfänglichen Beobachtungen und Gesprächen ab dem Sommer 2015 kristallisierten sich im Feld zwei Kernthemen heraus, nämlich

- wie öffentlicher städtischer Raum als Freiraum wahrgenommen
- und wie er genutzt werden kann.

Hierbei ging es also 1. um den Versuch einer Definition und 2. um Aneignungsformen dieser Räume in der Stadt.

Resultierend aus den bisherigen Überlegungen ergab sich für mich als forschungsleitende Fragestellung:

Wie wird öffentlicher städtischer Raum als Freiraum definiert und angeeignet?

Wenn man nach dem Stand des Wissens fragt, so stellt man fest, dass der Freiraum vor allem in den Disziplinen Architektur, Raumplanung und Landschaftsplanung immer wieder Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen ist. In der Soziologie und Kultur- und Sozialanthropologie hingegen ist dies - wie erwähnt - weniger der Fall, obwohl sich das Thema zur Untersuchung von Aneignungsformen städtischen Raums besonders anbietet. Die Erforschung der Stadt erfordert meiner Ansicht nach einen interdisziplinären Zugang, da nur so die räumlichen wie auch gesellschaftlichen Aspekte der Stadt erfasst werden können. Aber es zeigte sich in meinen bisherigen Recherchen, dass das Thema „Freiraum“ lediglich als Nebenthema abgehandelt wurde, so z.B. in einem Essay zu den neuen Herausforderungen der *Recht auf Stadt-Bewegung* (vgl. Vogelpohl 2015: 5), in welcher die Autorin immerhin, neben

steigenden Mieten, Scheinpartizipation, Statuskonsum, den Freiräumen im Zuge der Recht auf Stadt-Bewegung eine zunehmende Bedeutung beimisst.

1.2. Aufbau der Arbeit

In dieser Einleitung möchte ich nun kurz den Aufbau meiner Arbeit vorstellen. Zu Beginn habe ich – wie eben geschildert – mein Forschungsvorhaben vorgestellt, die Forschungsfrage dabei erläutert und den aktuellen Stand des Wissens kurz umrissen.

Einleitend findet sich im ersten Teil der Masterarbeit die Vorstellung meines Forschungsvorhabens, worauf anschließend die Forschungsfrage erläutert und abschließend der aktuelle Stand des Wissens umrissen wurde.

Im zweiten Kapitel der Masterarbeit werden dann die theoretischen Grundlagen erörtert. Nach einem historischen Abriss zur Urbanen Anthropologie folgt ein genauerer Blick auf die „Qualitäten von Urbanität“, als ein Thema, das in Zusammenhang mit dem Leben in den Städten und dem damit verbundenen Lebensgefühl in der Kultur- und Sozialanthropologie immer mehr an Bedeutung gewonnen hat. Dies umfasst die Materialität der Stadt, ihre Gestalt bzw. die Stadt-Räume sowie die Bewegungen und Begegnungen im städtischen Kontext.

Neben einer umfangreichen Auseinandersetzung mit dem Begriff „öffentlicher Raum“, folgt der Versuch einer brauchbaren Definitionsfindung sowie einer historischen Einbettung der Bezeichnung „öffentlicher Raum“. Eine Begriffsklärung samt einhergehender Begriffsabgrenzung des Terminus „öffentlich“ geht einer Untersuchung über die aktuelle Relevanz öffentlicher Räume voraus. Diese Vorgehensweise ist notwendig, um den öffentlichen Raum hinlänglich meiner Forschungsthematik genauer fassen zu können.

Dann werden unterschiedliche Raumkonzepte in Zusammenhang mit der Definition vom öffentlichen Freiraum vorgestellt, wofür ich zunächst den von mir verwendeten Raumbegriff erläutere und auf die Raumkonzepte von Henri Lefebvre, welche für die Beantwortung meiner Forschungsfrage relevant sind, näher eingehe.

Daran schließt eine Analyse von weiteren Raumkonzepten, welche die Aneignung von öffentlichem Freiraum betreffen, an. Nach einer Untersuchung des Raumbegriffs werden

diverse Aneignungspraktiken und Aneignungskonzepte vorgestellt, etwa das sogenannte „Habituskonzept“. Zudem werden die „Aneignungsform des Flaneurs“ sowie das Konzept von „Hard“ bzw. „Soft City“ im Verständnis von Sonnfeld (1972) als Möglichkeiten der Raumaneignung vorgestellt. Hier spielen auch Kinder und Jugendliche als Akteure der Raumaneignung eine Rolle, die ich in Augenschein nehmen werde. Zusätzlich versuche ich an dieser Stelle die Frage nach Neuinterpretation sowie Zweckentfremdung des öffentlichen Freiraums und seine Aneignung als gesellschaftlicher Prozess zu beantworten. Beleuchtet werden zudem die möglichen Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede von Nutzung einerseits und Aneignung andererseits.

Weiters wird ein Ansatz vorgestellt, durch welchen Wissensallianzen im Sinne einer „Stadt für alle“ gefördert werden. Diese sind nicht nur als theoretisches, sondern auch als methodologisches Tool essentiell, da sie den hier benötigten multi- bzw. transdisziplinären Zugang zur Freiraum-Thematik ermöglichen.

Auch der anschließende Teil der Masterarbeit mit einer wissensanthropologischen Erforschung stadträumlicher Aneignungspraktiken gründet auf einem interdisziplinären Zugang. Im Sinne einer „Stadt für alle“ sind Aspekte von Demokratie und Teilhabe wesentlich. In diesem Zusammenhang beleuchte ich öffentliche Räume aus einer Governance-Perspektive. Ämter, wie zum Beispiel das MA 19 für Architektur und Stadtgestaltung sind an der Gestaltung des öffentlichen Raums maßgeblich beteiligt. Im Anschluss daran folge ich der Frage, inwieweit diese Steuerungs- bzw. Regelungssysteme Strukturen schaffen, die für die Bevölkerung noch zugänglich bleiben, um so den öffentlichen Raum mitgestalten zu können.

Nach dem Theorieteil gehe ich im dritten Kapitel auf mein Forschungsdesign und die von mir eingesetzten Methoden ein. Dies sind die „Teilnehmende Beobachtung“ bei diversen Grätzlosen-Initiativen, die ich näher beschreibe. Nach einer Beschreibung der Eigenheiten der „Teilnehmenden Beobachtung“ steht zu Beginn dieses Teils eine Auseinandersetzung mit den informellen Gesprächen, die sich während solcher Beobachtungen ergaben, um anschließend die Interviews samt Erwähnung der ausgewählten InterviewpartnerInnen und der Konzeption des leitfadengestützten Fragebogens vorzustellen. Neben den Interviews mit den „normalen“ Interviewpartnern werden folgend auch die ExpertInneninterviews erläutert.

In dieser Phase der Erhebung fanden – wie bei qualitativer Forschung üblich – viele Reflexionsphasen und erste Interpretationen von Zwischenergebnissen statt.

Im vierten Kapitel folgt die Darstellung der Ergebnisse, welche eine generelle Annäherung an die Darstellung der Interviewinhalte zugrunde liegt. Im Rahmen der qualitativen Inhaltsanalyse ging ich auf die damit einher gehenden Herausforderungen bei der zusammenfassenden sowie der strukturierenden Analyse ein. Während dieses Prozesses entwickelte ich ein Erklärungsmodell auf Grundlage eines Mindmaps. Dessen Resultat, dass Freiräume all jene Räume sowie auch Zeiten, welche frei von kapitalistischen Verwertungsinteressen sind, diente mir als Grundlage für weitere Analysen. Ausgehend von der Kernfrage meiner Forschung, wie öffentlicher städtischer Raum als Freiraum definiert und angeeignet wird, folgte im Anschluss, dank der in der qualitativen Inhaltsanalyse in Verbindung mit der Erstellung eines Erklärungsmodells gewonnenen Kategorien, eine überblicksmäßige Darstellung der Antworten vor dem Hintergrund der bereits vorgestellten theoretischen Grundlagen. Somit ergaben sich Kategorien, wie zum Beispiel: „Gestaltung von Freiräumen als gesellschaftlich wirksamer Akt“, „Freiräume in Bezug auf Funktionen“, „Freiräume als Ort der Aushandlung“ und „Freiräume durch Bedeutungsverschiebung“, welche abschließend im Ergebnisteil unter dem Aspekt von „gesellschaftlichen und politischen Funktionen von Freiräumen“ aufgelistet wurden.

Zum Schluss greife ich in der Conclusio auch mögliche Perspektiven und zukünftige Herausforderungen der Urbanen Anthropologie in Bezug auf meine Fragestellung auf.

2. Theoretische Grundlagen

Bevor ich auf die von mir verwendeten theoretischen Grundlagen näher eingehe, möchte ich meinen Argumentationsstrang erläutern: Wie im Kapitel über die Erstellung eines Erklärungsmodells später beschrieben wird, betrachte ich jene Räume (und, wie ich später ausführen werde, auch Zeiten) als Freiräume, welche idealerweise frei von kapitalistischen Verwertungsinteressen sind. Hier schließe ich den immateriellen Aspekt freier Räume explizit mit ein und möchte also hinzufügen, dass ich auch von Freiräumen spreche, wenn es sich zum Beispiel um die Nutzung von Straßen handelt. Zur Veranschaulichung: Stadtstrukturen, wie eben beispielsweise eine Straße dienen einerseits dem Wirtschaftsverkehr, etwa um Waren von A nach B zu bringen. Andererseits können sie gleichzeitig einem Flâneur als Bühne zur Selbstdarstellung dienen; oder auch als Ort für zwanglose Gespräche etc. Für mein Verständnis von Freiräumen ist diese Betrachtungsweise von großer Relevanz.

Zunächst möchte ich einige grundlegende Einblicke in die Urbane Anthropologie sowie deren Entwicklung geben. In Hinblick auf meine Forschungsfrage ist dies unerlässlich, da diese nicht allein in ihrer unmittelbaren Verwirklichung fassbar wird, sondern der historische Kontext hinreichend beleuchtet werden muss, um zu einer zufriedenstellenden Antwort zu kommen.

2.1. Historischer Abriss der Urbanen Anthropologie

2.1.1. Entwicklungen, Veränderungen, Meilensteine

Der Stadtethnologe Christoph Antweiler (2006: 362) vertritt die Auffassung, dass das Leben in den Städten für die Menschen von heute zur Normalität geworden sei. Er charakterisiert die Städte als „künstlich gebaute Wohnwelten, in denen unterschiedliche BewohnerInnen miteinander interagieren, sich allerdings einander größtenteils fremd bleiben“. Diese Definition der Stadt als Ort, in welchem „Fremde“ wohnen, findet man auch bei anderen Autoren. Mit Wirth (1938) teilt Antweiler auch die Auffassung, wonach die Urbanität als besondere Lebensform und Umgangsweise zu untersuchen sei. Darin sieht er auch die Hauptaufgabe der sozialwissenschaftlichen Stadtgeschichte (vgl. ebd.). In Bezug auf meine Forschungsthematik ist diese Sichtweise von Interesse: Die Stadt hinsichtlich ihres freien Raums, in welchem die Menschen die Möglichkeit für Begegnungen haben, zu erforschen.

Vorerst möchte ich die Entwicklungen in der urbanen Anthropologie der letzten Jahrzehnte aufzeigen, um anschließend auf die aktuellen Strömungen sowie Herausforderungen in der Urbanitätsforschung eingehen zu können. Dies ist hierbei wichtig, um den Stellenwert der unterschiedlichen Forschungsthemen in den unterschiedlichen Zeiträumen zu betrachten und um aufzuzeigen, welche Aspekte dabei bereits beforscht wurden. Mit meiner eigenen Forschungsthematik versuche ich, Antworten auf aktuelle Fragesetzungen bzw. Lösungen für gegenwärtige Herausforderungen zu geben. Hierbei bleibt meine Fragestellung, wie in der Einleitung bereits beschrieben, stets in heutige Urbanitätsdiskurse eingebettet. Nichtsdestoweniger sind hier einige Bereiche im akademischen Diskurs unterrepräsentiert, wie etwa das rapide Anwachsen der Städte, das es zwar über die Jahrhunderte hinweg immer wieder gegeben hat, allerdings kaum unter dem Gesichtspunkt der damit relevant werdenden physischen sowie immateriellen Freiräume hinreichend durchleuchtet wird.

2.1.2. Historische Entwicklungen¹

Einen historischen Meilenstein in der Stadtforschung bildete die „Chicago School of Sociology“, welche in den 1930er Jahren entstand. Ihre Ethnografen versuchten erstmals die recht junge Wissenschaftsfelder wie Urbanität, Verstädterung, Stadt-Land-Migration, städtische Ethnizität sowie Segregation theoretisch abzubilden. Diese Strömung war ausschlaggebend für das Aufkommen neuartiger Literatur, wie zum Beispiel der von Luis Wirth stammende Text „Urbanität als Lebensform“ (1938).

In den 1940er Jahren kamen noch andere Themen dazu, wie etwa bei Robert Redfield mit seinen Studien zum Stadt-Land-Kontinuum, sowie zur Anpassung von MigrantInnen in einem veränderten Umfeld. Zudem waren Redfields Forschungen über die städtische Armut in Mittel- und Südamerika ein wichtiger Meilenstein für die Entwicklung der urbanen Anthropologie.

Einen weiteren wichtigen Schritt bildete die Studie über den *copper belt*, eine Forschung britischer Anthropologen der sogenannten „Manchester School“ in den 1930er und 1940er Jahren über multiethnische Städte des zentral- und südafrikanischen Kupfergürtels. Die dabei erarbeiteten Studien, welche von der „Chicago School“ völlig unabhängig sind, waren für damalige Zeit von ihrem Ansatz gänzlich neu, da die Forscher erstmals MigrantInnen als Individuen betrachteten und nicht lediglich als homogene Gruppe aus dem gleichen gemeinsamen Herkunftsland. Zudem waren die Forschungen der Manchester School nicht nur räumlich innerhalb der Stadt verortet, sondern bildeten auch Beziehungsgeflechte außerhalb der Stadt. Diese Herangehensweise kann durchaus als Pionierarbeit für die Ethnizitätsforschung betrachtet werden (vgl. Hengartner et al. 2000: 5).

Nach dem zweiten Weltkrieg, besonders in den 1960er und 1970er Jahren, erfuhr die Stadtethnologie einen Aufschwung. In den Forschungen dieser Zeit wurden die immer stärker wachsenden Städte mit deren MigrantInnen vermehrt in Augenschein genommen. Vor allem in den 1970er Jahren wurden zunehmend Fragen zum Fach der urbanen Anthropologie diskutiert, etwa, ob sich die urbane Anthropologie ganzen Städten („anthropology of cities“) oder lediglich bestimmten Teilespekten von Städten („anthropology in cities“) widmen soll. In diesem

¹Die Inhalte des folgenden Kapitels sind großteils Mitschriften der Vorlesungen von Marie-France Chevron *Einführung in die Urbane Anthropologie. Stadtforschung: Die Anfänge, 3.11.2011 und Stadt als Forschungsfeld – heutige Entwicklungen, 10.11.2011* entnommen.

Zusammenhang muss der Sozialanthropologe Ulf Hannerz erwähnt werden, welcher sich 1980 für eine „Anthropology of the City“ aussprach, da er bereits damals die Bedeutung von Eigenschaften sowie kultureller Einzigartigkeiten mancher Städte erkannte, die er so kurzerhand selbst zum sozialwissenschaftlichen Gegenstand erklärte, welcher einer besonderen Berücksichtigung bedürfe (vgl. Low et al. 2007: 37). Antweiler verweist hier auch auf seinerzeitige Diskussionen zur Klärung der Frage, ob eine Stadt in erster Linie nur den Ort der jeweiligen Forschung darstellt („cities as locus“) oder, ob Städte zu einem autonomen Forschungsgebiet mit speziellen Methoden sowie Theorien gemacht werden sollten („cities as focus“). Bereits in den 1980er Jahren waren also die Themenbereiche der urbanen Anthropologie breit gefächert, sodass sie sich bis heute mit unzähligen anderen Fächern überschneiden (vgl. Antweiler 2006: 364).

Während die Städte in den 1980er Jahren immer mehr wuchsen, kamen die Bewegungen in der urbanen Anthropologie jedoch zum Stillstand (vgl. Antweiler 2006: 343 ff.). Das Fach der Stadtethnologie wurde zu diesem Zeitpunkt für obsolet gehalten, was in der Hauptsache zwei Ursachen hat: einerseits gab es eine verstärkte Interdisziplinarität, in der die Stadtethnologie marginalisiert wurde und andererseits eine zunehmende Urbanisierung, deren schiere Rasanz die fundierte Forschungsarbeit erheblich erschwerte. Zudem stellte sich damals (wie heute) in diesem Zusammenhang das Problem der Definition und Auswahl der Untersuchungseinheiten in den Städten. Erst in den späten 1980ern und ab den 1990er Jahren wurde die Stadtethnologie wieder intensiver betrieben. Der Stellenwert der Städte wuchs, da sich in ihnen die einsetzende Globalisierung neoliberaler Märkte als Internationalisierung am deutlichsten abzuzeichnen begann. Die Städte wurden zu dieser Zeit Orte der Transformation und Demonstration. In den Metropolen ließen sich aufkommende gesellschaftliche Problemstellungen, wie zum Beispiel Migration, Individualisierung, Vereinzelung und soziale Polarisierung analysieren. Um die Jahrtausendwende standen bei den stadtethnologischen Forschungen vermehrt bestimmte Gruppen im Vordergrund, wie zum Beispiel wirtschaftlich Schwache, Eliten, MigrantInnen oder Minderheiten (ebd.).

Konkret zählt Antweiler (2006: 343 ff.) folgende Schwerpunkte auf: „Die modernen Strömungen der Urbanen Anthropologie behandeln heute die bekannten Themen wie städtische Probleme, Land-Stadt-Migration, kulturelle Vielfalt, Netzwerkbeziehungen, Verwandtschaft, Kriminalität, Raumnutzung, Anpassung von Individuen an dichtes Wohnen, Bauformen, Infrastruktur, Transport, Arbeitsverhältnisse und Bevölkerungsstruktur u.v.m. Neuere Arbeiten

befassen sich mit kollektiver Identität, mit der sozialen Bildung von Bevölkerungskategorien (Alterität) und mit Gender“ (ebd.).

Antweiler ist der Auffassung, dass sich die Stadtethnologie nicht vorrangig auf Metropolen, sondern auch auf periphere und marginale Städte konzentrieren sollte (vgl. Antweiler 2006: 343 ff.). In Bezug auf die Methodik hielt er die Wiederbelebung der klassischen Methoden der Ethnografie für durchaus sinnvoll. Als Beispiel nennt er die „teilnehmende Beobachtung“, die durch Interviews und Dokumentanalyse ergänzt werden sollte. Nur so könnten „dichte Beschreibungen“ (Geertz 1973) und eine Innensicht der Alltagswahrnehmungen der Bewohner erreicht werden. Dabei hält Antweiler an einem klar umrissenen Forschungsfokus der Stadt fest: „Es geht um das Zusammenleben von vielen Menschen in dichten gebauten Umwelten, von Menschen die einander meist fremd bleiben, sodass es einen permanent existierenden öffentlichen Raum gibt“ (ebd. 2006: 371). Heute hat die Teilnehmende Beobachtung auch bei vielen Nachbarwissenschaften der Kultur- und Sozialanthropologie einen immer größeren Stellenwert im Rahmen der Stadtforschung aber auch der Stadtplanung, um ein besseres Verständnis dafür zu bekommen, wie die Menschen ihre Stadt wahrnehmen. Folgend möchte ich unterschiedliche Zugänge, die Hengartner et al. (2000: 9 ff.) für die Wahrnehmung von Stadt heranziehen, vorstellen:

Hengartner et al. (2000: 9 ff) schlägt in diesem Zusammenhang drei Möglichkeiten vor, mit denen die Wahrnehmung der „Qualitäten von Urbanität“, also die positiven Aspekte, das jeweils charakteristische der Stadt, untersucht werden kann. Diese sind: 1) Die Materialität der Stadt, 2) Die Bewegungen und Begegnungen sowie 3) Die Gestalt der Stadt: Die Stadt-Räume.

Auf seine gewohnt pointierte Art hat schon der österreichische Schriftsteller und Satiriker Karl Kraus über seine Wahrnehmung des Urbanen reflektiert und lässt etwa die von seinen Zeitgenossen vehement eingeforderte Gemütlichkeit nicht als städtische Qualität gelten (vgl. hierzu Chevron 2019): „Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll: Asphalt, Straßenspülung, Haustorschlüssel, Luftheizung, Warmwasserleitung. Gemütlich bin ich selbst (Pro domo et mundo, 1919)“.

Die moderne urbane Stadt muss heute ganz anderen Ansprüchen gerecht werden und die Suche nach dem Besonderen in der Stadt von heute ist immer auch eine Auseinandersetzung mit ihrer Bewohnerschaft. Bei meinen Feldaufenthalten bei den diversen Grätzloasen-Initiativen sprach ich mit vielen unterschiedlichen in Wien lebenden Menschen über die Relevanz von

Freiräumen. Dabei habe ich die Erfahrung gemacht, dass diese essentiell sind für ein städtisches Miteinander. Andere städtische Gegebenheiten, wie zum Beispiel eine funktionierende Infrastruktur, wurden für heutige Verhältnisse als völlig selbstverständlich betrachtet. In Zusammenhang mit meiner Forschungsthematik gingen einige GesprächspartnerInnen darauf ein, wie beispielsweise eine Infrastruktur unter dem Gesichtspunkt eines Freiraumerlebnisses genutzt werden kann.

Die interessante Frage, welche sich im Kontext von städtischen Freiräumen auftut, ist jene: Welche infrastrukturellen Gegebenheiten, also welche Vorbedingungen müssen erfüllt sein, damit sich so etwas wie ein urbanes Lebensgefühl, entwickeln und etablieren kann. Über diese „hard facts“ der städtischen Infrastruktur wird dann das emotionale, affektive, kommunikative, soziale Leben der Menschen positiv beeinflusst.

Ein weiteres Spezifikum von Urbanem, also das jeweils charakteristische der Stadt, ist die „Materialität der Stadt“ (Hengartner 2006). In Bezug auf Freiräume ist es wesentlich, welche Beschaffenheit zum Beispiel eine Straße hat, dass sie zum Spielen genutzt wird oder nicht. Oder auch, wie eine Wand situiert sein muss, dass sie, zu bestimmten Zeiten und in spezifischen Abständen plakatiert wird. Ganz allgemein zählen als urbane Materialitäten schlechthin Asphalt, Glas, Beton und Stahl, deren Präsenz zum kollektiven Sinnbild für eine Stadt wird. In diesem Kontext erwähnt Simone Wörner (1998) diese materiellen Aspekte der Stadt als „Metapher für die Großstadt als Ganzes, in ihren positiven und negativen Seiten“. Hierbei sind besonders die Straßen hervorzuheben, welche unter dem Gesichtspunkt der Gestaltung von Freiräumen in erster Linie nicht als Verkehrswege dienen, sondern als Handlungsfeld, welche auch eine Art „kollektiven Wohnraum“ der StadtbewohnerInnen bilden. Auf ihnen, den Straßen, handeln täglich Gruppierungen unterschiedliche Interessen aus. Für diese, zum Beispiel Obdachlose oder BewohnerInnen strukturell benachteiligter Viertel, bilden Straßen oft Lebens- und Identifikationsraum.

Einen weiteren Zugang, die Stadt und ihre BewohnerInnen auf eine urbane Lebensweise hin zu untersuchen, ist der Blick auf die Begegnungen und Bewegungen im Raum. Denn in Bezug auf die Gestaltung von Freiräumen hat die Straße noch weitere Bedeutungen: Sie fungiert zum Beispiel einem Flaneur als Bühne sowie einem Parkour-Ausübenden als Aktionsraum.

Im städtischen Raum finden „Bewegungen und Begegnungen“ (Hengartner 2006) statt. Damit gemeint ist eine Art Fluss bzw. städtischen Flow, welcher als Gegenkonzept zu statischen Raumvorstellungen auftritt. Durch diesen „Flow“ bewegen sich Menschen in der Stadt von

einem Punkt zum anderen, auch ohne die dazwischen liegende Orte wahrzunehmen. In diesem Zusammenhang sind die Ausführungen Marc Augés zu Nicht-Orten interessant: „So wie ein Ort durch Identität, Relation und Geschichte gekennzeichnet ist, so definiert ein Raum, der keine Identität besitzt und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen lässt, einen Nicht-Ort“. (Augé 1994: 92)

Diese bezeichnen Orte der Reisenden, wie beispielsweise Bahnhöfe oder Flughäfen, die ihm zufolge weder Identität besitzen, noch Soziales hervorbringen. In Bezug auf das Auffinden von Freiräumen im städtischen Kontext wurden oftmals „Gstetten“ genannt, welche als Nicht-Ort im Sinne Augé's bezeichnet werden können. Dieses ungestaltete, ungewidmete Terrain, oftmals in städtischen Randzonen gelegen, wird von einigen meiner GesprächspartnerInnen als Möglichkeit zur Muße, zum Rückzug und zu ähnlichen Freiraumerlebnissen empfunden.

Oben genannte Zugänge, einerseits den Blickwinkel auf die „Materialität der Stadt“ (Hengartner 2006) sowie auch auf die „Bewegungen und Begegnungen“ (ebd.) in der Stadt, erachte ich als essentiell in Hinblick auf das Aufspüren von „Qualitäten von Urbanität“ (ebd.), auf das Besondere, was das Städtische gegenwärtig ausmacht. Ein weiteres Spezifikum des Urbanen ist der öffentliche Raum, welchen es zu erforschen gilt.

2.2 Der öffentliche Raum

2.2.1. Historische Einbettung und gegenwärtige Situation

Die Klärung darüber, was im Rahmen meiner Forschungsthematik als öffentlicher Raum betrachtet wird, wird im Folgenden erläutert. Mit ihr gehen ein historischer Abriss sowie eine genaue Begriffsdefinition einher. Zudem wird die Wichtigkeit öffentlicher Räume im Kontext meiner Fragestellung diskutiert.

Die ersten bekannten und gut dokumentierten öffentlichen Räume gibt es spätestens seit dem Aufkommen der griechischen Poleis. Der altgriechische Versammlungsplatz (agorá) blieb allerdings lediglich dem freien Bürger vorbehalten. Dieser konnte die Lebensnotwendigkeiten des privaten Haushalts (oikos) hinter sich lassen und in die freie Sphäre der Öffentlichkeit übergehen (so Arendt [1958]: 2002, Weber [1919]: 2006). Für Hannah Arendt ist diese Sphäre des öffentlichen Raums in der Stadt essentiell für das Mensch-Sein. Sie unterscheidet in ihrem Hauptwerk „Vita activa oder vom tätigen Leben“ drei menschliche Grundtätigkeiten als – wie sie meint – „Grundbedingungen zivilisatorischen Lebens“: dies sind 1) das Arbeiten 2) das Herstellen und 3) das Handeln (ebd.). Arendt sieht das Tätigkeitsfeld des Haushalts im Arbeiten

und Herstellen weitgehend beschrieben, während das Handeln, als jüngste, doch höchste Tätigkeitsform, sich in der Öffentlichkeit (der Agora) vollziehe (ebd.). Für dieses Handeln, welches sie als Kern menschlicher Interaktion und Kommunikation betrachtet, vertritt sie die Auffassung (Arendt [1958]: 2002: 62): „dass das Faktum der Pluralität, also die Tatsache, dass nicht ein Mensch, sondern viele Menschen auf der Erde leben“ und somit auch der öffentliche Raum unabdingbar ist. Mensch-Sein, so folgert Arendt (ebd.) weiters, bedeutet v.a. ein Sein unter Menschen und so geht es beim Handeln um nichts weniger als die Erschaffung einer Welt, „die zwischen denen liegt, deren gemeinsamer Wohnort sie ist, und zwar so vorstellbar, in dem z.B. ein Tisch zwischen denen steht, die um ihn herumsitzen. Wie jedes Zwischen verbindet und trennt die Welt diejenigen, denen sie jeweils gemeinsam ist und ohne den Tisch in der Mitte würde sich Weltlosigkeit zwischen den Menschen ausbreiten“ (Arendt [1958]: 2002: 66).

Am Bild des sukzessiven Verschwindens dieses Tisches aus unserer Mitte, macht Hannah Arendt die einschneidenden Wandlungsprozesse innerhalb der Sphäre städtischer Öffentlichkeit deutlich. Sie argumentiert, dass schon im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, wo der Aufschwung der Handelsbeziehungen und die Einführung neuer Methoden der Landwirtschaft regelrechte Wellen von Stadtgründungen in Mitteleuropa auslösten, es auf der Grundlage christlicher Dogmatik zur gesellschaftlichen Werteverziehung gekommen wäre, weg von der öffentlichen Sphäre des Handelns (praxis), hin zur privaten Sphäre des Herstellens (poiesis) (vgl. ebd.: 67).

Mit dem Ausbreiten der Ökonomie in den öffentlichen Raum, so folgert Arendt ([1958]: 2002: 70) fort, sei in der Neuzeit schließlich auch die Bedeutung der Arbeit immer mehr in den Vordergrund getreten. In der Massengesellschaft der Moderne sei schließlich jegliches politische Handeln durch Konformität und Funktionalität begrenzt, wodurch die Menschen (Bürger) den Handlungsspielraum der ursprünglichen Sphäre buchstäblich einbüßen. Denn sie seien aufgrund dieser Veränderungen durch nichts mehr getrennt, doch auch durch nichts Greifbares mehr verbunden (ebd.). Bezugnehmend auf Arendts Denken folgert der amerikanische Anthropologe John Whiting (2008: 190), dass man sich mittlerweile daran gewöhnt habe, Öffentlichkeit im Singular nur noch als eine gefährliche Homogenisierung zu betrachten. Ihm zufolge bewegen wir uns darüber hinaus in einer Vielzahl öffentlicher Räume, die nebeneinander existieren und in denen jede Minorität ihre ganz spezifische Öffentlichkeit beansprucht. Sei Öffentlichkeit früher (z.B. in der Antike) durch eine klare Mitte definiert gewesen, so sei sie in modernen Massengesellschaften stets bedroht, in Teilöffentlichkeiten

auseinander zu driften. Diese würden einander nicht anders als die Menschen in ihnen, zunehmend gleichgültig gegenüberstehen. Was bleibt sei ein Öffentlichsein ohne Öffentlichkeit, also eine zentrifugale Bewegung von der Mitte in die Peripherie, vom Einen zum Vielen (ebd.).

Folgt man dieser Argumentation von Whiting (2008: 190), so ergibt sich daraus bei der Auseinandersetzung mit Problemen heutiger Gesellschaften eine eigene Perspektive. So zum Beispiel auch mit der Frage, welche Kraft die diversen Teilöffentlichkeiten zusammenhalten könnte, um ein Auseinanderbrechen der Gesellschaft zu verhindern. Dies könnte auch aktuell eine große Herausforderung für die gegenwärtigen städtischen Ballungsräume darstellen. Es geht dabei, bildlich im Sinne Arendts gesprochen, um die Suche nach dem Greifbaren, dem Tisch, welcher die Möglichkeit bietet, sich darum herum versammeln zu können. Das ist in meinen Augen eine zentrale Frage in Zusammenhang mit meiner Forschungsfrage. Denn dabei kommt den städtischen Freiräumen, die ja die Möglichkeit zu gemeinschaftlichen Aktivitäten bieten, heute mehr denn je, eine kaum zu überschätzende Bedeutung zu. Besonders wichtig ist, dass bei Entscheidungsfindungen Gemeinschaft entsteht und das Gestalten des städtischen Raums so ein verbindendes Moment zurückbekommt. Whiting meint sogar, dass erst dann vom öffentlichen Raum gesprochen werden kann (ebd.).

An dieser Stelle soll nicht unerwähnt bleiben, dass Arendt im Primat des Ökonomischen, das sich in der Neuzeit durchgesetzt hat, die Preisgabe der Politik sieht (Arendt 2002). Ökonomische Interessen durchziehen beinahe alle Stadtstrukturen und würden mittlerweile eine einfache kategorische Grenzziehung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen verunmöglichen. Dies werfe letztlich die Frage auf, wie sinnvoll eine Unterscheidung zwischen diesen beiden Sphären überhaupt sei (ebd.). Für meine Forschungsarbeit war sie zunächst jedoch sinnvoll, da v.a. im Hinblick auf die Auswertung der Interviews zu komplex geratene Fragestellungen und deren Antworten kaum abbildbar gewesen wären. Daher wird sie im Folgenden näher in Augenschein genommen.

2.2.2 Begriffsklärung zum Konzept des „öffentlichen Raumes“

Bezeichnungen wie der „öffentliche Raum“ und auf Englisch „public space“ sind relativ junge Begriffsbildungen, die seit den 1960er Jahren in die Fachsprache der Sozialwissenschaften oder der Stadt- und Verkehrsplanung Einzug gehalten haben. Im alltäglichen Sprachgebrauch hingegen beschränkt man sich oft auf Bezeichnungen für einzelne Räume und, so fügt Selle

hinzu: „bleibe man zumeist bei Benennungen des Stadtraums wie ‚Straße‘, ‚Platz‘, ‚Park‘ und so fort“ (vgl. Selle 2015: 42).

Jürgen Habermas (1999: 5) gibt in seinen Auseinandersetzungen mit Begrifflichkeiten in Zusammenhang mit dem öffentlichen Raum einen etymologischen Einblick: „Im Alt- und Mittelhochdeutschen bedeutet ‚öffentliche‘, dass etwas allgemein in der Gesellschaft bekannt ist. Im Neuhochdeutschen hat sich die Bedeutung entwickelt, dass etwas dazu bestimmt ist, bekannt zu sein bzw. dass das Bekanntsein nicht verhindert wird. Hinzu kam die weitere wesentliche Bedeutung dem Staat angehörig oder darauf bezüglich, als Übersetzung des lateinischen *publicus*“.

Aus „öffentliche“ entwickelte sich im 18. Jahrhundert der Begriff der „Öffentlichkeit“, der allerdings damals bis heute selten näher spezifiziert wird. Demgemäß kann der öffentliche Raum grundsätzlich als jener Raum betrachtet werden, der Öffentlichkeit ermöglicht. Habermas (ebd.) zufolge bleibt dabei jedoch unscharf, ob es sich beim öffentlichen Raum tatsächlich um einen, der Öffentlichkeit gewidmeten Raum im räumlich-baulichen Sinne handelt oder vielmehr um einen gedanklichen, sogenannten „metatopischen Raum“, der zwar öffentliche Interaktion erlaube, aber durchaus im Privatbereich zu finden sein könne. Hierbei denke man etwa, - so Habermas (ebd.) - an das Salonwesen ab dem 18. Jahrhundert, an Shopping-Malls oder auch Bibliotheken, die im angloamerikanischen Raum selbstverständlich dem „public space“ zugeordnet werden. Diese seien zwar oft in privater Hand, aber doch öffentlich zugänglich. Umgekehrt gelte dies auch für den öffentlichen Raum, der aufgrund expliziter oder impliziter Limitierungen immer mehr den Charakter privater Bereiche annimmt, wie weiter unten noch ausgeführt wird.

Aufgrund dieser kategorischen Überschneidungen, auf welche Habermas aufmerksam macht, wird deutlich, dass für die weitere Begriffsbestimmung unausbleiblich auch Fragen der Zugänglichkeit und des Eigentums Berücksichtigung finden müssen. Keineswegs kann nämlich davon ausgegangen werden, „dass ‚Öffentlichkeit‘ dort stattfindet, wo die Stadtplanungsliteratur ‚öffentliche‘ Räume sieht“ (vgl. Selle 2015: 20). Die diesbezügliche Sensibilisierung und das Bewusstsein über die Definitionsschwierigkeiten sind v.a. für den empirischen Teil meiner Arbeit unabdingbar.

Im Hinblick auf die verschiedenen Arten von öffentlichen Räumen sind besondere Eigenschaften hervorzuheben. Zum einen sind das die expliziten Nutzungseinschränkungen,

wie sie etwa die Straßenverkehrsordnung für befahrene Flächen öffentlicher Natur vorsieht. Zum andern kommen, die impliziten Beschränkungen oder Ausgrenzungen zum Tragen, wie sie durch etwaige „Gebühren/Eintrittsgelder, explizite Verbote für bestimmte Gruppen oder Hausordnungen, die bestimmte Verhaltensweisen untersagen, zeitliche Beschränkungen, Nutzungskonkurrenz durch andere Gruppen, subtile soziale Ausgrenzungsmechanismen oder die Angst, bestimmte Räume zu bestimmten Zeiten zu nutzen“ (Selle 2015: 22). Selle, dem diese Aufzählung zu verdanken ist, nennt weiterhin sogenannte BIDs (Business Improvement Districts), welche weltweit mit ihren eigenen Hausordnungen sowie auch allen Arten kommerzieller Nutzungsinteressen im öffentlichen Bereich (Schanigärten, kostenpflichtige Freilichtveranstaltungen auf öffentlichen Plätzen etc.) präsent sind.

Beim Versuch das Wesen von dem, was man unter Öffentlichkeit versteht besser zu fassen, ist es hilfreich, den Raum in seinen unterschiedlichen sozialen Aspekten zu betrachten. Diese multidimensionale Sichtweise eröffnet etwa auch das Denkmodell von Selle (2002), der vier Raumdimensionen in seiner Beschreibung einführt, die für den öffentlichen Raum bestimend seien. Diese vier Dimensionen möchte ich hier aufgreifen. Es sind dies

- 1) die Dimension der Raumproduktion, zu welcher Fragestellungen in Zusammenhang mit der Konzeption und Gestaltung des Raumes, sowie mit jenen Personen, deren Konzepte hier verwirklicht und umgesetzt werden sollen, zählen. Darüber hinaus ließen sich hier auch unschwer, die weniger materiellen, also die subjektiven, mentalen und sozialen Aspekte der Produktion bzw. Konstruktion von Raum, wie sie auch Lefebvre (1974) beschreibt, dieser Kategorie zurechnen (ebd.).
- 2) Die zweite Dimension, jene der Rechts- und Eigentumsverhältnisse an und im Raum, entscheide, wer letztendlich über dessen Nutzung formal verfügt (ebd.), während die
- 3) bzw. 4) Dimension über den de facto-Zustand des öffentlichen Raums entscheide, indem sie in Form von tatsächlicher Regulierung seinem tatsächlichen Sozialcharakter erhalte, in dem dieser Raum erst dadurch die Alltagspraxis der NutzerInnen verwirklicht würde (ebd.).

Hier wird deutlich, dass von zwei unterschiedlichen, divergierenden Interpretationen des öffentlichen Raums ausgegangen werden kann: Die eine folgt eigentums- bzw. verwaltungsrechtlichen Verhältnissen, die andere orientiert sich an der Zugänglichkeit bzw. der Benutzbarkeit des Raumes. Wie bereits erwähnt, überschneiden sich zwar beide Interpretationen, sind aber nicht kongruent, weshalb sie hinsichtlich einer Definition

unzureichend bleiben. Die gemeinsame Schnittmenge beider als begriffsbestimmenden Ansatz heranzuziehen, erscheint aber auch ins Leere zu zielen, da es praktisch keine Stadträume gibt, die dieser Definition, d.h. in Besitz einer Kommune und jederzeit frei zugänglich und benutzbar, noch entsprechen würden (ebd.).

Hierbei ist besonders auf die Komplexität des städtischen Raumes aufmerksam zu machen. Denn politische, soziale, bauliche und symbolische Strukturen würden das vielschichtige Geflecht des öffentlichen Raums bedingen. Selle (2002: 52) zufolge gibt es „[...] ein Verständnis des öffentlichen Raums als ein ‚System‘. Unterschiedliche Teilaräume stehen in einem funktionalen, stadtgestaltenden Zusammenhang“.

Auch der Soziologe Walter Siebel (2004: 20) geht ähnlich wie Selle davon aus, dass der öffentliche Raum als System zu verstehen ist, dessen Teilbereiche ineinandergreifen. Er bezeichnet die öffentlichen Räume „[...] als die Orte von Politik, Markt und Selbstdarstellung“ (ebd.). Siebel (2004: 22) schlägt dabei eine Gliederung in: „funktional, juristisch, sozial-baulich und symbolisch“ vor. Bezogen auf die Funktion, welche sie erfüllen, werden von ihm dem öffentlichen Raum die Bereiche Markt und Politik zugeordnet, dem privaten Raum hingegen die Bereiche der Produktion und Reproduktion. Hier wird deutlich, dass Siebel sich für diese Unterscheidung an Arendt's Ausführungen zur öffentlichen Sphäre anlehnt bzw. diese mehr oder weniger übernimmt (ebd.).

Den rechtlichen Aspekten nach, zu welchen Siebel intensiv gearbeitet hat, unterscheiden sich ihm nach öffentliche und private Räume in Bezug auf das Eigentumsrecht. Öffentliche Räume seien für gewöhnlich Staatseigentum, daher also im Eigentum der Allgemeinheit. Private Räume hingegen seien grundsätzlich im Eigentum oder Besitz von Privatpersonen oder -institutionen. Deren Zugänglichkeit und Nutzung können von ihren Eigentümern reglementiert werden (vgl. Siebel 2004: 15).

Für meine Fragestellung „Wie wird öffentlicher städtischer Raum als Freiraum definiert und angeeignet?“ spielt diese Polarität von 'öffentliche' und 'privat' aber eine weit geringere Rolle als beispielsweise jene von 'fremd' und 'eigen', 'reglementiert' und 'frei', 'zugänglich' und 'unzugänglich', 'kommerziell' und 'nicht-kommerziell', 'drinnen' und 'draußen', 'möglich' und 'unmöglich', 'frei von' und 'frei für'.

Alles, bisher über den öffentlichen Raum gesagte, gilt klarerweise in besonderer Form auch für den Öffentlichen Freiraum, auf welchen ich folgend eingehen werde.

2.2.3 Der öffentliche Freiraum

Auch hier ist der Sprachgebrauch mannigfaltig und reich an individuellen Bedeutungszuschreibungen. Die Autorin und Mitherausgeberin der Zeitschrift „Fiber“ Hanna Sohm hat sich in einem Artikel die Frage gestellt, „[...] ob es überhaupt Ziel sein soll, ein Patentrezept zu fixieren und eine allgemeingültige Definition von ‚Freiraum‘ zu entwerfen?“ (Sohm 2005: 28). Ihr erscheint es sinnvoller, je nach Kontext und persönlichem Verständnis, die Wesensbeschreibungen eines Freiraums sowie dessen mögliche (auch symbolische) Grenzziehungen zu bestimmen (ebd.). Eine endgültige Definition von „Freiraum“ stehe im Widerspruch zum Wesen des Freiraums, der sich eben dadurch auszeichne, dass seine Eigenschaften vom jeweiligen Kontext seiner Entstehung sowie Aneignung abhängig seien (vgl. Sohm 2005: 28).

Dieses Verständnis von öffentlichen Freiräumen unterscheidet sich grundsätzlich von jenem der städtischen Planungsinstanzen, für welche jene in erster Linie nicht be- und überbaute Räume in städtischen Gebieten, die unterschiedliche Formen und Funktionen aufweisen, darstellen. Hier liegt also der Fokus auf den rein physisch-baulichen Eigenschaften. Eine solche eindimensionale Sichtweise greift für meine Forschungsaufgabe zu kurz: öffentlicher Raum und Freiraum muss immer auch als Sozialraum im Sinne der Positionierung des Individuums sowie von sozialen Gruppen verstanden werden. Als wesentliches soziales Element beinhalten Freiräume zudem Möglichkeits- oder Ermöglichungscharakter.

Schon im Rahmen der vorherigen Suche nach Definitionen des „Öffentlichen“ drängte es sich nämlich auf, neben den bereits angesprochenen Bedeutungen von „nicht abgeschlossen, zugeschlossen oder verschlossen, durch kein Hindernis versperrt, frei (zugänglich)“ (vgl. Duden 2018, Onlinezugriff), auch eine zweite Bedeutung des Adjektivs „offen“, im Sinne von „noch nicht entschieden, nicht erledigt, nicht besetzt oder festgelegt“ (ebd.) genauer ins Auge zu fassen. Dabei zeigt sich eine erstaunliche Übereinstimmung der beiden Begriffe „Freiraum“ und „öffentlich“ hinsichtlich ihrer Möglichkeitsform. Neben diesem Aspekt der freien Zugänglichkeit, ist es auch jener des Möglichen, noch nicht Entschiedenen, der nicht nur für

meine Definition, sondern auch für einige der untersuchten Aneignungsformen des öffentlichen Freiraums maßgeblich ist.

Ein weiteres zentrales soziales Element beinhalten Freiräume und zwar jenes der Freiheit. Freiheit, als politische Lebensweise, so wie sie Hannah Arendt versteht, welche auf eine Verwandlung des Gemeinwesens durch Teilhabe abzielt. Nur durch die vehemente Forderung dieser Teilhabe kann ihrer Ansicht nach Freiheit glücken. Im Zusammenhang mit dem öffentlichen Freiraum ist Arendt's Werk „Die Freiheit, frei zu sein (2018)“ von Interesse. Darin erörtert sie die Frage, wie Freiheit und Lebensform zusammenhängen. Mit dieser Thematik setzt sich auch der Autor Roland Pohl (2018) auseinander, welcher in einem Zeitungsartikel auf den Nachlass der politischen Philosophin verweist.²

Der Aspekt der Lebensform ist in Zusammenhang mit meiner Forschung von besonderem Interesse, da er auch bei den Grätzloase-Initiativen als leitender Gedanke der partizipativen Projekte stets präsent ist. Dieser Partizipation liegt Kommunikation zugrunde. Diese aber, so meint Arendt, soll ein angstfreier Austausch sein, der die mündigen BürgerInnen leidenschaftlich treibt, sich vor den anderen auszuzeichnen und ihnen dadurch Würde verleiht. Die Menschen seien Arendt zufolge dazu geschaffen, „in der Öffentlichkeit“, in heiterer Abfolge von Wechselreden, „gemeinsam Freude zu haben“ (Arendt [1967] 2018 zit. nach Pohl 2018)

Diese öffentliche Freiheit ist eine handfeste lebensweltliche Realität, geschaffen von Menschen, um in der Öffentlichkeit gemeinsam Positives zu erfahren – um von anderen gesehen, gehört, erkannt und erinnert zu werden (ebd.). Hierbei ist eben auch der soziale Aspekt des öffentlichen Freiraums von Relevanz.

Überleitend möchte ich nochmals auf den öffentlichen Freiraum eingehen sowie auf die damit einhergehenden Versuche, den öffentlichen Freiraum hinsichtlich unterschiedlicher Kriterien zu kategorisieren bzw. in Gruppen einzuteilen, um ihn dadurch differenziert beschreiben zu können. So meint etwa Frey (2004: 223) „Die Konzepte öffentlicher Räume sind vielfältig und

² Pohl, Ronald (2018) Hannah Arendt auf den Bestsellerlisten: Frei sind Bürger halt nur unter sich. Welchen Freiheitsbegriff meint der Essay "Die Freiheit, frei zu sein" aus dem Nachlass der politischen Philosophin? In: Der Standard, Ausgabe 10. März 2018.

erschöpfen sich nicht in rein technischen, juristischen oder räumlich-morphologischen Fragestellungen. Das Kriterium zur Bestimmung von öffentlichen Räumen kann nicht nur der Eigentumsbegriff sein“. Weiterhin meint er: „Zugänglichkeit, Sichtbarkeit, Nutzungsformen, demokratische Repräsentanz, Kommunikation, Interaktion, Identität, Soziabilität, Soziales Lernen, Soziale Kontrolle und Sicherheit sind nur einige der analytischen Dimensionen von urbanen öffentlichen Räumen“.

Der Stadtsoziologe Oliver Frey unterscheidet in seiner Raumtypologie verschiedene Arten von öffentlichen Freiräumen, wobei er explizit einschränkt, dass „[...]der urbane öffentliche Raum hier über seine allgemeinen Zugangs- und Nutzungsmöglichkeiten definiert werden soll“. In seiner Forschung geht er also von Freiräumen aus, „[...] die prinzipiell öffentlich aufgesucht und genutzt werden können“ (Frey 2004: 223).

Nach Frey (ebd.) könne man zwischen

„- ‚öffentlichen Freiräumen‘, das sind Grünflächen, Parks, Spielplätze, der Straßenraum, - ‚öffentliche zugänglichen verhäuslichten Räumen‘, das sind Kaufhäuser, U-Bahnhöfe etc. und - ‚institutionalisierten öffentlichen Räumen‘, das sind Sportanlagen, Vereine, Ballett- und Musikschulen, Schulräume, Kirchenräume etc.“ (ebd.) unterscheiden.

In Hinblick auf mein Thema ist interessant, dass das wichtigste Kriterium für alle öffentlichen Freiräume deren Öffentlichkeitscharakter ist, weshalb er, neben Parks oder den Straßenräumen, auch überbaute öffentliche Räume als Freiräume wertet. Sogar Konsum- oder Verkehrsorte, institutionalisierte Orte wie Bildungs- oder Lernräume weisen seiner Ansicht nach diesen Freiraumcharakter auf, da sie Zugang sowie Nutzung ermöglichen (ebd.).

Um mich der Beantwortung meiner Forschungsfrage anzunähern, bedarf es nach der Klärung, was im Rahmen meiner Forschungsthematik alles als öffentlicher Freiraum betrachtet werden kann, weiters der Erläuterung der von mir verwendeten Raumkonzepte. Hierfür wird der Begriff „Raum“ auf einer grundlegenden Ebene erörtert.

2.3 Raumkonzepte in Hinblick auf die Definition von städtischen Freiräumen

2.3.1 Raumbegriffe in verschiedenen Wissenschaften

In den Geistes- sowie Sozialwissenschaften geht man grundsätzlich davon aus, dass Raum im Allgemeinen vor allem durch soziale Handlungen konstituiert wird. Es empfiehlt sich daher den Begriff, je nach Verwendung, näher zu spezifizieren, wie etwa neben oben genannten Autoren auch der Stadtforscher Dieter Läpple (1991: 164) vorschlägt: „Statt von ‚Raum‘ zu sprechen, erscheint es mir sinnvoller, von Raumbegriffen oder Raumkonzepten zu sprechen und dabei gleichzeitig (durch Verwendung eines sinnbestimmenden Adjektivs, wie z.B. physikalisch, geografisch, sozial, ökologisch etc.) anzugeben, auf welche Problemstellung sich der jeweilige Raumbegriff bezieht“. Allerdings scheint beim Konzept des freien Raums, durch Voranstellen des Adjektivs „frei“, gar nichts „bestimmt“ zu sein. So können Freiräume zum Beispiel je nach Blickwinkel physikalisch, geografisch, sozial, rechtlich, ökologisch etc. erfasst werden und somit wäre eine zusätzliche Einkreisung hilfreich. So scheint es logisch, dass die Thematik des „Freiraums“ je nach Blickwinkel von unterschiedlichen Disziplinen aufgegriffen wird (ebd.).

Im sozialwissenschaftlichen Sinn kann über den Raumbegriff gesagt werden, dass er nicht als eine Art physischer Behälter zu verstehen ist, sondern vielmehr als Ort sozialer Interaktionen. Diese sozialwissenschaftliche Sicht ist für die Kultur- und Sozialanthropologie bedeutsam. Ohne Raum kann kein Handeln stattfinden und vice versa ist kein Raum frei von Handlungen. Eine Betrachtungsweise, die den Raum gleichsam als „Behältnis“ versteht, war lange Zeit für die sozialwissenschaftliche Raumforschung problematisch: Sie hemmte jegliche fachliche Auseinandersetzung mit ihrem eigenen Raumbegriff. Eine vollständige Untersuchung des Gesamtzusammenhangs von Handlungen, Orten und gesellschaftlichen Prozessen kann, so ist man sich in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen mittlerweile einig, nicht gelingen, wenn der Raum als nur rein physischer Ort gesehen wird (vgl. Reutlinger 2009: 18). Um dieser komplexeren Betrachtungsweise Rechnung zu tragen, möchte ich mich den diesbezüglichen Ausführungen Lefebvres widmen, der v.a. auf der imaginären sowie der symbolischen Ebene den Raumbegriff wesentlich erweitert.

2.3.2 Lefebvre's Raumkonzept

Als einen der wichtigsten Zugänge für meine Forschungsarbeit möchte ich hier auf die theoretischen Arbeiten des französischen Philosophen und Soziologen Henri Lefebvre zu sprechen kommen. Ein kreativer Umgang mit seiner Theorie sowie eine offene Auseinandersetzung mit seinem Denken sind mir hierbei wichtig. Seinen Theorien, welche u.a.

auf einem zukunftsbezogenen Stadtbegriff und einer revolutionären Idee von Urbanisierung fußen, betrachte ich in erster Linie als Inspiration für mein Forschungsvorhaben, da sie ein utopisches Denken zulassen. Lefebvre (1972: 260) schrieb selbst von sich: „Ich bin ein Utopier, ein Partisan des Möglichen!“

Wenn es einen roten Faden in Lefebvre's Arbeiten gibt, dann ist es die vehemente Kritik an allen Formen von Herrschaft. Lefebvres erklärtes Ziel war insbesondere die Suche nach Spielräumen für Autonomie und Kreativität. Essentiell für das Verständnis von Lefebvre's Werk ist die Urbanisierung. Vogelpohl (2015: 6) schrieb in diesem Sinn, dass über die „[...] Urbanisierung, eine Möglichkeit zur radikalen Veränderung gegeben ist“. In diesem Zusammenhang sprach Lefebvre von „urbaner Gesellschaft“. Damit meinte er eine nicht kapitalistische, durchwegs kollektiv gestaltbare und individuell erlebbare Gesellschaft (ebd.). Er bezeichnet sie als urbanisierte Gesellschaft, weil er der Überzeugung ist, dass die Überwindung kapitalistischer Verhältnisse nur über eine veränderte Produktion des Raumes, über ein verändertes Zusammenleben im Raum real werden kann (ebd.). Für Lefebvre sind die Stadt und das Urbane keine Orte, sondern soziale Verhältnisse der wechselseitigen Inspiration und des kollektiven Agierens“ (Vogelpohl 2015: 5).

Besonders in Bezug auf Freiräume ist obige Idee von Lefebvre von Relevanz: als Freiräume können meiner Ansicht nach jene Stadträume bezeichnet werden, welche weitestgehend frei von kapitalistischen Verwertungsinteressen sind. Im Kapitel 4.1 meiner Masterarbeit, in dem ich über die Entstehung eines theoretischen Erklärungsmodells berichte, wird dieser Ansatz genauer erläutert. Einen weiteren wichtigen Ansatz bei Lefebvre in Bezug auf Freiräume findet sich in seiner Forderung des *Rechts auf Stadt*, den ich nach der Erläuterung seines Raumkonzepts und der damit einhergehenden Produktion von Raum näher besprechen werde.

2.3.2.1. *Henri Lefebvre und die Produktion von Raum*

Die Frage, die sich bei der Auseinandersetzung mit Lefebvre's Werk stellt, ist folgende: Wie entstehen Räume, wenn sie nicht als a priori gegeben betrachtet werden? Henri Lefebvre liefert mit seiner komplexen Theorie eine Antwort hierzu. Er betrachtet die Natur als den Rohstoff, auf den Produktivkräfte unterschiedlicher Gesellschaften einwirken, wodurch Raum erzeugt wird (vgl. Lefebvre 1972: 260). Für ihn ist sozialer Raum also das Ergebnis eines Produktionsprozesses. Jede Gesellschaft schaffe so ihren eigenen Raum. Seiner Ansicht nach bleibt der Naturraum nur als eine Art Bildhintergrund bestehen, wobei die darin stattfindenden Interaktionen die eigentlich interessanten sind. Den Prozess der Produktion von Raum beschreibt er hinsichtlich der dabei stattfindenden Transformation von Natur folgendermaßen:

„The raw material of the production of space is not, as in the case of particular objects, a particular material: it is rather nature itself nature transformed into a product, rudely manipulated, now threatened in its very existence, probably ruined and certainly - and most paradoxically – localized“ (Lefebvre 2010 [1974]: 123).

Weil er davon ausgeht, dass jede Produktionsweise und somit auch jede Gesellschaft ihren eigenen Raum hervor bringt, betrachtet Lefebvre die historische Dimension der Raumproduktion als essentiell. Kennzeichnend für Räume kapitalistischer Gesellschaften seien ihre Einheitlichkeit und zugleich Fragmentierung, wie Ronneberger (2010: 46) bei der Deutung von Lefebvre's Ausführungen schreibt. Orte würden erst getrennt, um aber anschließend, in spezifischer Weise, wieder miteinander verbunden zu werden. Die Entwicklung der jeweiligen Produktionsweise dürfe dabei nicht linear gedacht werden, denn durch die „Starrheit“ räumlicher Strukturen könne es zu Überlagerungen und Widersprüchen in den Produktionsverhältnissen kommen (ebd).

Die Untersuchung des Raums und seiner Produktion sei demnach überaus komplex, da sich dabei ganz unterschiedliche Beziehungsgeflechte ergeben würden: einerseits sind dies soziale Reproduktionsverhältnisse, wie sie im Alltag, im Zusammenleben und in der Routine zu finden sind, andererseits Produktionsverhältnisse, wie zum Beispiel die Arbeitsorganisation. Beide sind Lefebvre zufolge räumlich verortet und wirken auf den Raum ein. Dabei unterscheidet er in seiner Analyse zwischen drei Kategorien, welche den Raum formen und bestimmen: Die räumliche Praxis, die Raumrepräsentationen und die Repräsentationsräume. Diese drei Kategorien bilden die Grundlage für die eng miteinander verflochtene Dreiecksbeziehung von erfahrenem Raum, erdachtem Raum und gelebtem Raum, wie Lefebvre diese darstellt (vgl. ebd.: 38). Bemerkenswert an Lefebvres Raumvorstellung ist, dass, aufgrund seiner dreifachen Raumkonstitution, kein Aspekt einem anderen direkt entgegensteht, wie es in dualistischen Raumkonzepten der Fall ist.

Die Räumliche Praxis („*pratique spatiale*“)

Anhand der *räumlichen Praxis* lässt sich nach Lefebvre herausfinden, wie Raum produziert wird (vgl. Lefebvre 1972: 280). Für Lefebvre gilt es, zu analysieren, wie dieses „Produkt“ hergestellt wird. So bezieht sich die *räumliche Praxis* auf den Raum einer Gesellschaft, indem sie ihn zugleich vorschlägt und bedingt. Jede Gesellschaft produziere den Raum durch Aneignung und Beherrschung. Die Analyse der dabei entstehenden Strukturen entschlüsse die *räumliche Praxis* einer Gesellschaft, welche eng mit dem von den NutzerInnen

wahrgenommenen Raum und ihrer täglichen Routine verbunden ist. Hierbei werden die Räume alltäglich und unreflektiert genutzt, etwa Plätze der Arbeit und der Freizeit, sowie auch Autobahnen, die diese Orte verbinden. Lefebvre zufolge, ist der wahrgenommene Raum, mit welchem das Gelebte und Erfahrene identifiziert wird, der dominierende Raum in der kapitalistischen Gesellschaft. Er erschließe sich erst durch die darin stattfindende Praxis, was allerdings nicht heißt, dass diese vorherrschenden Praxen und Interaktionen zwischen den AkteurInnen als Raum selbst zu interpretieren seien (ebd.)

Die Raumrepräsentationen („*représentations de l'espace*“)

Für die *Raumrepräsentationen* sei in erster Linie der Blickwinkel von WissenschaftlerInnen, ArchitektInnen, StadtplanerInnen, aber auch Ökonomen bestimmend. Sie würden den von ihnen erdachten Raum kognitiv entwickeln und ihre Konzeptionen letztlich bestimmen, wie er wahrgenommen (*räumliche Praxis*) wird (vgl. Lefebvre [1974] 2010: 38). Für diese abstrakten Raumkonzeptionen seien Verwertbarkeit, technische und bürokratische Administration die maßgeblichen Kriterien.

Die Repräsentationsräume („*espaces de représentation*“)

Repräsentationsräume würden den NutzerInnen sowie BewohnerInnen durch ihre Symbole und Bilder vermittelt und von KünstlerInnen beschrieben und bilden so den gelebten Raum („*espace vécu*“). Dieser konstituiere sich über Werte, Traditionen, kollektive Erfahrungen und Erinnerungen, aber auch über die Einbildungskraft und Träume seiner NutzerInnen (vgl. Lefebvre [1974] 2010: 40). Nur hier, so Lefebvre, könnten vorherrschende Ordnungen und Diskurse stattfinden, alternative Vorstellungen von Raum entwickelt und dadurch andere Räume imaginiert werden (vgl. ebd. 40). Die Räume der Repräsentation, mit ihrer starken Motivation zu utopischen Veränderungen, seien die Räume möglichen Widerstands und möglicher Aneignung. Dies ist für mein Thema von Interesse. Freiräume stellen ein widerständiges und ein transformierendes Moment in Bezug auf die Überwindung kapitalistischer Verhältnisse im Sinne Lefebvres dar und haben, indem sie darin partiell schon vollzogen ist, auch transzendenten Charakter. Allerdings ist es ihnen kaum möglich, die kapitalistischen Selbstwidersprüche gänzlich zu überwinden. So eignet sich Lefebvres Raummodell hier besonders zur Analyse von Raumprozessen, da es, nicht anders als der Untersuchungsgegenstand selbst (Freiräume), unsystematisch ist und geprägt von Widersprüchlichkeiten. Dies kann allerdings auch als Ausdruck eines selbstreflexiven Raum-Denkens verstanden werden, welches von der Grundannahme ausgeht, dass die

gesellschaftliche Totalität lediglich als fragmentierte zu erfahren und zu erfassen sei. Bei der Analyse der Raumprozesse ist für Lefebvre die Frage nach den dominanten Interessen und Intentionen der beteiligten Akteure entscheidend: Wer produziert? Was? Wie? Warum und für wen? Ihm geht es um die konkreten Zwecke, die mittels einer bestimmten räumlichen Praxis verfolgt werden. Der Raum sei eine politische und strategische Größe, Raumanalyse deshalb stets auch Machtanalyse. Dies ist ein Aspekt, der den Mainstream der Urbanistik häufig ausblendet. Für Lefebvre ist der Begriff der (alltäglichen) Praxis nicht nur eine erkenntnistheoretische Kategorie, sondern er hat eine soziale Bedeutung. Praxis ist für ihn in erster Linie Handlung: Bewegtheit des menschlichen Lebens. *Sein* bedeutet Handeln, und die gesellschaftliche Dynamik entsteht aus dem Unterlaufen des Vorgegebenen und Konstruierten (ebd.).

Um Raum in seiner Komplexität verstehen zu können, ist Lefebvres Raumkonzept von Relevanz, weil ihm eine ganzheitliche Sichtweise zugrunde liegt. Aneignung von Raum wird in Lefebvre's raumtheoretischen Schriften als Resultat und Ziel selbstbestimmter gelebter Urbanität, implizit immer verhandelt. Dennoch scheint es für ein differenziertes Verständnis des Begriffs der „Aneignung“ nützlich, noch weitere Aneignungskonzepte zu beleuchten. Vorerst möchte ich mich allerdings Lefebvres Schriften über das *Recht auf Stadt* (1968) widmen, da sie für ein umfassendes Verständnis meiner Forschungsthematik von Relevanz ist.

2.3.3 Henri Lefebvre und das Recht auf Stadt

Lefebvres Forderung nach einem *Recht auf Stadt* ist keine, die sich lediglich auf die Teilhabe an der aktuellen Stadt bezieht. Das *Recht auf Stadt* ist vielmehr, wie überhaupt sein Verständnis des Urbanen, auf eine zukünftige Gesellschaft bezogen. Da ich Freiräume als jene Räume (und wie später genauer erläutert wird, auch als jene Zeiten) betrachte, die einen transformierenden Charakter hin zu einer zukünftigen, freien Gesellschaft im Sinne Lefebvres haben, ist dieser Zugang wichtig für mich.

Lefebvre ging davon aus, dass eine aktive Gestaltungsmöglichkeit des Raumes und der Gesellschaft durch BürgerInnen zu seiner Zeit nicht oder nur ansatzweise gegeben sei (vgl. Lefebvre [1968] 2016). Wenn es die Möglichkeit einer aktiven Teilhabe gebe, so wäre dies schon ein erster Schritt in eine andere Gesellschaft. Das *Recht auf Stadt* besagt auch, dass die zukünftige urbane Gesellschaft nur auf einem kollektiv-demokratischen Weg möglich werden könne. Es wird gegenwärtig also nicht vorrangig nur als Recht auf Teilhabe an der aktuellen Stadt greifbar, sondern es wird vielmehr zu einem Recht auf eine eigenmächtige Gestaltung des

Lebensumfeldes. Diese oben genannten theoretischen Ansätze schließe ich als Kern meiner eigenen Betrachtungsweise genauso ein wie einen weiteren entscheidenden Aspekt des *Rechts auf Stadt*: Denn Lefebvre versteht sein Motto nicht etwa nur als Forderung eines Rechts, das man in Anspruch nehmen könne oder auch nicht, sondern dezidiert als Forderung im Sinne der gemeinschaftlichen Wiederaneignung des urbanen Raumes als Ort der Kreation und des, dem Städtischen eingeschriebenen Bedürfnisses nach vielseitigen, abwechslungsreichen Lebenszusammenhängen (ebd.). So meint hierzu etwa auch Ronneberger (2011: 20): „Dieses Anliegen produziert auch Räume, in denen Kräfte aufeinander treffen und (gegebenenfalls) gemeinsam versuchen, sich die Stadt „anzueignen““. Im Folgenden möchte ich konkret auf die Thematik der „Aneignung“ eingehen.

2.4. Allgemeines zum Konzept der Aneignung

Menschen mit unterschiedlichen Lebensentwürfen konkurrieren täglich miteinander, um Räume für ihren jeweiligen Lebensentwurf zu gestalten. So scheint eine generelle Annäherung an den Begriff der Aneignung nützlich, genauso wie die bewusste Auseinandersetzung mit den alltäglichen Lebensräumen als ihre Voraussetzung als auch ihr grundlegendes Motiv: „Aneignung meint sehr allgemein das Erschließen, Begreifen, Verändern, Umfunktionieren und Umwandeln der räumlichen und sozialen Umwelt. Aneignung impliziert das aktive Handeln des Subjektes, seine Auseinandersetzung mit der räumlichen und sozialen Umwelt“ (Deinet, Reutlinger 2005: 295).

Eine weitere Definition des Aneignungsbegriffs stammt vom Soziologen Paul-Henry Chombart de Lauwe (1977), welcher ihn detaillierter in den Blick nimmt: „Die Aneignung des Raums ist das Resultat der Möglichkeit, sich im Raum frei bewegen, sich entspannen, ihn besitzen zu können, etwas empfinden, bewundern, träumen, etwas kennen lernen, etwas den eigenen Wünschen, Ansprüchen, Erwartungen und konkreten Vorstellungen gemäß tun und hervorbringen zu können“ (Chombart de Lauwe 1977: 6).

Diesen Interpretationen entspricht im Wesentlichen auch das Verständnis von Aneignung in meiner Arbeit, die hier immer entlang eigener Bedürfnisse, Wünsche oder Empfindungen und deren Verwirklichung gedacht wird. In dieser Lesart ist der anzueignende Raum Projektionsfläche, Kommunikationsgegenstand und Ermöglichungsraum gleichermaßen, indem Vorstellungen von möglichen Nutzungen getauscht werden, um sich politisch oder persönlich zu positionieren oder eigene Vorstellungen sowie Ideen umzusetzen. Eigene

unbewusste Bedürfnisse oder Sehnsüchte können dabei artikuliert, soziale Verhaltensweisen erlernt und Raumverhältnisse verstanden werden, sodass die unterschiedlichen Formen der Aneignung, seien sie theoretischer oder praktischer Natur, immer auch ein Bewusstwerdungsprozess, ein Lern- und Verständnisprozess begleitet.

Im Hinblick auf das Thema der Freiräume, möchte ich nun verschiedene Aspekte des Begriffs Aneignung erläutern, um mich dann analytisch der Beantwortung meiner Forschungsfrage anzunähern. Diese Aspekte sind:

- der Unterschied zwischen Aneignung und Nutzung von Räumen,
- sowie die unterschiedlichen Formen von Aneignung

Den vorhandenen Raum den eigenen Vorstellungen sowie Ideen entsprechend bewusst zu nutzen und zu gestalten, ist ein wichtiges Thema in meiner Arbeit. Aneignungsformen sowie Aneignungspraktiken, durch welche der öffentliche städtische Raum erst in einen Freiraum transformiert wird, sind für mich daher von besonderem Interesse. Beginnen möchte ich mit dem Habituskonzept, über welches es eine Möglichkeit der Aneignung gibt.

2.4.1 Habituskonzept und Aneignung

In Bourdieu's Kapitaltheorie und seinem Habituskonzept wird der angeeignete physische Raum als sozialen Raum steht. Unter Habitus versteht man alle Praxisformen und Verhaltensstrategien eines sozialen Akteurs.

Bourdieu erweitert einen rein ökonomisch und vorwiegend monetär geprägten Kapitalbegriff um die weiteren Kapitalsorten des sozialen sowie kulturellen aber auch symbolischen Kapitals und beschreibt somit ein grundlegendes Konzept für die Gesellschaft. Eine Gesellschaft, wie sie sich auch Lefebvre vorstellt, wenn er von der Überwindung kapitalistischer Verhältnisse spricht, hin zu einer freien urbanen Gesellschaft. Dies ist für mein Forschungsthema von Interesse. Ich betrachte all jene Räume (und wie noch erläutert wird, auch all jene Zeiten) als Freiräume, welche frei von kapitalistischer Wertverwertung oder sonstigen monetären Interessen sind.

Pierre Bourdieu hat als Soziologe besonders dazu beigetragen, ein bestimmtes Raumverständnis im Sinn des sozialen Raumes als Raum der Beziehungen zu prägen. Bei Bourdieu wird der Raum als Struktur verstanden, welche sich durch eine Anordnung von sozialen (Dis)positionen ergibt und in weiterer Folge von Handlungsmustern geprägt wird. Dazu schreibt Löw (2001: 180): „[...] dass die handelnden Menschen Strukturen schaffen und

aufrechterhalten, Strukturen die also keine vom Menschen unabhängige Existenz aufweisen.“ Dieser Aspekt ist sehr interessant, wenn es um die Aneignung von Freiräumen geht.

Ein weiterer Aspekt, auf den in Bezug auf die Klärung des Aneignungsbegriffs eingegangen werden muss, ist die exakte Unterscheidung zwischen Nutzung und Aneignung.

2.4.2 Aneignung oder Nutzung

Die bloße Nutzung von Freiräumen unterscheidet sich insofern von deren Aneignung, als die Intentionen und Ziele der Handelnden in beiden Fällen unterschiedlich sind. Herlyn (2003: 28) zufolge bezieht sich die Nutzung eines Raumes auf „[...] den realen Gebrauch eines Ortes“. Also geht es darum, wie physische Objekte und Strukturen von den Menschen temporär oder auch für länger genutzt werden. Die Inhalte sowie Formen des Raums werden durch die Nutzung nicht in Frage gestellt oder verändert. Im Unterschied dazu ist mit Aneignung von Raum ein Prozess gemeint, bei dem „[...] aktiv sowie selbstbestimmt mit räumlichen Gegenständen sowie auch Beziehungsnetzen umgegangen wird, um damit bestehende Bedürfnissspannungen zu reduzieren“ (ebd.). Das heißt, dass Aneignung mit einer Reflexion über die Nutzung sowie einem (genau festgelegten) Ziel einhergeht, das eben durch den Prozess der Aneignung erreicht werden soll. Mit diesem Thema hat sich auch Nissen, eine Soziologin, auseinandergesetzt. Ihr zufolge „[...] gehen die NutzerInnen ihren Bedürfnissen in Bezug auf die Nutzung des Raumes durch die Aneignung desselben nach. Der Raum und seine Elemente werden den Bedürfnissen entsprechend umgedeutet, verändert und überformt“ (Nissen 1998: 20). Für die öffentlichen Freiräume bedeutet dies, dass Nutzungszuweisungen und Regeln, die in der Planung von Freiräumen reglementiert wurden, also durch den Prozess der Aneignung hinterfragt und abgeändert wurden. Somit werden auch neue Räume geschaffen. Das ist ein wesentlicher Unterschied zu der bloßen Nutzung. Nachdem der Unterschied zwischen Nutzung und Aneignung herausgearbeitet wurde, möchte ich nun auf die Arten von Raumaneignung eingehen.

2.4.3 Arten der Raumaneignung

In diesem Kapitel wird auf die unterschiedlichen Formen der Raumaneignung eingegangen. Anhand ausgewählter Beispiele wie der physischen und symbolischen Aneignung des Raums, der Neuinterpretation und Zweckentfremdung des öffentlichen Raums, der Aneignungsform durch unterschiedliche Menschen wie den Flaneur sowie die Kinder und Jugendliche als Nutzer des öffentlichen Raums, wird aufgezeigt, wie und von wem in welcher Weise Aneignung stattfinden kann.

2.4.3.1 Verschiedene Formen der Raumaneignung

Grundlegend lassen sich unterschiedliche Arten bzw. Formen der Raumaneignung beschreiben. Von Interesse hierbei ist die Arbeit von Oliver Frey auf welche bereits die Autorin Lucia Wieger in ihrer Masterarbeit verwiesen hat. Als erste Form der Aneignung nennt Frey das Erlernen von Möglichkeiten und Arten, sich im Raum und auch in Bezug zu anderen Subjekten und Objekten im Raum zu positionieren (vgl. Frey 2004 zit. nach Wieger 2010: 14). Er geht hier davon aus, dass Aneignung bedeutet, man würde in einem Lernprozess sich aneignen, mit den Raumverhältnissen umzugehen, das bedeutet: „[...] Sich zu bewegen, Raum zu ergreifen, Grenzen im Raum anzuerkennen, zu überschreiten, neue Grenzziehungen zu setzen. Man eignet sich Verhaltensweisen oder Körperbewegungen an“ (vgl. Frey 2004 zit. nach Wieger 2010: 14).

Als zweite Form der Aneignung ist die Aneignung von Spielregeln, die in den jeweiligen Räumen gelten, gemeint (vgl. Frey 2004 zit. nach Wieger 2010: 15). Sie würde die Möglichkeiten, in diesen Räumen zu handeln, beeinflussen. Ihm zufolge ordnet ein institutionalisiertes Regel- und Normsystem den öffentlichen Raum und beeinflusst die individuellen Verhaltensweisen in diesen Räumen (ebd.). So folgert Frey weiters, dass „dieses Regulationssystem die Spielregeln vorgibt, die definieren, welches Spiel in den jeweiligen Räumen möglich ist“ (Frey 2004 zit. nach Wieger 2010: 15.).

In den unterschiedlichen Räumen sei der Besitz von verschiedenen Kapitalarten im Sinn von Bourdieu notwendig, um sich diese Räume anzueignen. So sei zum Beispiel in institutionalisierten öffentlichen Räumen wie etwa Jugendzentren, Schulen, Vereinsstätten u.ä. kulturelles Kapitel von Bedeutung (ebd.). Frey argumentiert in diesem Zusammenhang, dass „[...] das Erkennen dieser unterschiedlichen Spielregeln dazu führen kann, dass man auf diese Spielregeln einwirkt (Frey 2004 zit. nach Wieger 2010: 15). Die dritte Form der Aneignung nach Frey ist die Aneignung von Gütern und Dienstleistungen, welche auch von Kapitalbesitz abhängig ist und somit Einfluss auf die Aneignung öffentlicher Räume nimmt (ebd.) Er argumentiert hierbei, dass man, um sich Güter aneignen zu können, Zeit investiert, Strukturen sowie Grenzen erstens erkannt und zweitens überschritten werden müssen. Interessant dabei ist, dass ihm zufolge die Chancen dieser Aneignungsmöglichkeit hierbei jeweils unterschiedlich verteilt sind. Mit nur wenig Kapital, so Frey ist man stark an einen Ort gebunden. Um Zeit nutzen und Raum überwinden zu können, muss das Individuum Kapital einsetzen (ebd.). In Bezug auf meine Forschungsthematik, sind hiermit all jene Kapitalarten (soziales, symbolisches, kulturelles) gemeint, deren Einsatz nicht auf eine ökonomische Wertverwertung abzielt.

Grundlegend wird also bei Frey zwischen physischer und symbolischer Aneignung unterschieden und die unterschiedlichen Kapitalformen spielen dabei eine entscheidende Rolle (vgl. Frey 2004 zit. nach Wieger 2010: 16). Ihm zufolge ist neben der Aneignung von Gegenständen und Gütern im Raum „[...] Raumaneignung zugleich auch eine Aneignung von Verhaltensweisen und Haltungen“ (Frey 2004 zit. nach Wieger 2010: 16). Hiermit sieht er also in erster Linie den sozialen Aspekt der Aneignung. Zu den symbolischen Aneignungen von Raum zählen zum Beispiel auch die Aneignung graphischer und künstlerischer Ausdrucksmittel wie Graffiti, Sprache, sowie auch künstlerische Performances im öffentlichen Raum, welche Haltungen sowie Meinungen wiedergeben. Unter Aneignung wird hierbei also verstanden, sich zu positionieren und den Raum als Projektionsfläche zu nutzen (ebd.).

2.4.3.2 Neuinterpretation und Zweckentfremdung des öffentlichen Freiraumes

Am Beispiel der *Situationistischen Internationalen* (kurz: *SI*), eine 1957 gegründete linke Gruppe europäischer Künstler und Intellektueller, lässt sich das Thema der Raumtransformation gut veranschaulichen. Die Veränderung vorgefundener Räume, deren Neuinterpretation und Zweckentfremdung kann hinsichtlich einer künstlerischen Neudeinition des Raums als strategisch verstanden werden (vgl. Ronneberger 2003:16). So bewirkte die *SI*, dass die Pariser Metroschächte nächtens offen gehalten werden, um „psychogeografische“ Eigenschaften hervortreten zu lassen, dass Straßenleuchten mit Schaltern ausgestattet werden, sodass die Leute damit spielen können und dass mittels Feuerstiegen und Durchgängen die Dächer von Paris für Spaziergänger zugänglich gemacht werden. Mit Vorschlägen dieser Art versuchten die AktivistInnen den Raum begriff neu zu fassen und gleichzeitig bestehende urbane Raumkonzepte zu verfremden. Diverse Formen der Neuinterpretation und Zweckentfremdung des öffentlichen Raums waren auch bei den diversen Grätzloasen-Initiativen, die in meiner Masterarbeit im Fokus stehen, ersichtlich. So zum Beispiel wurden öffentliche Plätze vor unterschiedlichen Lokalen mittels Parklets³ in Freiraum für alle verwandelt. So sollen letztlich die öffentlichen Räume, denen in der Regel eine ganz bestimmte Funktion oder Nutzung eingeschrieben ist, umgenutzt und zweckentfremdet werden. Diese Beschäftigung der *SI* mit dem Raum und unkonventionellen Praktiken ist aber nicht nur als Kritik an den üblichen

³ Ein Parklet ist ein Stadtmöbel, welches Menschen mittels unterschiedlicher kreativer Aufbauten zusätzlichen öffentlichen Raum zur Verfügung stellt. Als Baumaterial werden beispielsweise Paletten verwendet.

Formen der Raumaneignung zu verstehen, sondern auch als Versuch diese auf emanzipatorischer Ebene zu hinterfragen und dabei neue strategische Ideen zur Raumproduktion zu etablieren. Solche Praktiken sind in Bezug auf die Gestaltung von Freiräumen von besonderem Interesse. Bei den Aktionen der SI in den 1960er Jahren fand oftmals eine bis dato noch nie dagewesene Form der Raumaneignung statt. Ähnlich erprobten auch die Grätzloasen-Akteure, wie in Kapitel 3.1 *Teilnehmende Beobachtung* exemplarisch aufgezeigt wird, wenn sie in ihren Initiativen Freiräume neu zu denken sowie alternativ zu gestalten versuchen.

In Zusammenhang mit der *Situanistischen Internationalen* steht auch die Raumaneignungsform des Flaneurs. Mit dem Begriff des „Flaneurs“ wird eine Figur bezeichnet, welche auf den deutschen Philosophen Walter Benjamin (1983) zurückgeht. Auf deren Eigenschaften sowie dessen Relevanz möchte ich für mein Forschungsthema im Folgenden eingehen.

2.4.3.3 *Die Aneignungsform des Flaneurs*

Eine Aneignungsform, die auf den ersten Blick etwas ungewöhnlich anmutet, ist jene des Flaneurs. Im Jahr 2017 erschien in Social Anthropology/Anthropologie Sociale, dem Organ der European Association of Social Anthropologists, kurz EASA, ein Artikel, der die Figur des Flaneurs nach Benjamin vor dem Hintergrund moderner Aneignungsformen diskutiert.

Hier wird - wie in anderen sozialwissenschaftlichen Arbeiten auch – die These vertreten, der Flaneur könne als Schlüsselfigur gesehen werden, um die Beziehung zwischen Individuum und Stadt in der Zeit der Moderne (d.h. die Zeit nach 1900) zu verstehen (vgl. Coates 2017: 28) Diese Figur hat sich in der Zwischenzeit von einer rein literarischen in ein theoretisches Phänomen gewandelt und wird zur Beschreibung von unterschiedlichen Phänomenen in der Ethnografie verwendet. Der Flaneur steht so also auch in Verbindung zu den Methoden und Erfahrungen des Ethnografen, welcher sich auch in ähnlicher Weise im Raum bewegt, und dabei das Beobachtete notiert.

Die Schlüsselfigur des Flaneurs inspirierte die urbane Anthropologie zu einer Reihe methodologischer Überlegungen. Beispielsweise ist der ethnografische Spaziergang bzw. auch das sogenannte „Hanging around“ eine mittlerweile etablierte Methode in der Kultur- und Sozialanthropologie. In engem Zusammenhang mit dem Begriff des Flaneurs steht auch der Begriff „Derive“. Mit diesem wird das Umherschweifen im Stadtraum bezeichnet, das nach der

Definition der Künstlergruppe der *Situationistischen Internationalen*, welche auch in anderen Arbeiten wie beispielsweise Wieger 2010 thematisiert wird, bedeutet: „Eine oder mehrere Personen, die sich dem Umherschweifen widmen, verzichten für eine mehr oder weniger lange Zeit auf die ihnen im allgemeinen bekannten Bewegungs- bzw. Handlungsmotive, auf ihre Beziehungen, Arbeits- und Freizeitbeschäftigungen, um sich den Anregungen des Geländes und den ihm entsprechenden Begegnungen zu überlassen“ (Debord [1958] 1995 zit. nach Wieger 2010: 19).

So bewegen sich die Situationisten planlos und entgegen gewohnten, vorgegebenen Nutzungs- und Handlungsmustern durch die Vierteln der Städte, um mit „[...] der Methode des Umherschweifens [...] die Stadt als Erfahrungs- und Erlebnisraum“ (Steiner 2007 zit. nach Wieger 2010: 20) zu erkunden. Dabei entwickeln sie Methoden zur Schaffung und Erschaffung neuer, anderer Situationen. Ihr wirksamstes Werkzeug dafür ist die Zweckentfremdung. Sie „[...] zerstückelt die scheinbare Totalität des Spektakels und erlaubt, aus den Trümmern und Bruchstücken, die in einen neuen subjektiven Sinnzusammenhang gestellt werden, die kreative Produktion der eigenen Lebenswirklichkeit. Sie ist die Bedingung zur Kreation von Milieus, in denen neue Identitäten und Werte in beliebiger Zahl spielerisch generiert werden können“ (Steiner 2007 zit. nach Wieger 2010: 20). Wie bei der Situationistischen Internationalen war auch bei unterschiedlichen Akteuren der Grätzloase zu sehen, wie, mit Abkehr der üblichen Nutzungs- und Handlungsmuster, veränderte Situationen herbeigeführt und somit Freiraum erzeugt wurde.

Ähnlich wie Lefebvre, erkannten die Situationisten die Bedeutung des Alltags als *die* Lebenswirklichkeit der Menschen und kritisieren die Veränderung der Alltagspraxis durch den Einfluss einer kapitalistischen Gesellschaft, die sie als „Gesellschaft des Spektakels“ apostrophierten. Die „Kreation von Milieus“ ist in diesem Zusammenhang nicht anders zu deuten, als die raumproduzierende Schaffung von Freiräumen innerhalb kapitalistischer Raumproduktion. Mit Milieu werden die sozialen Bedingungen, denen eine Person oder eine soziale Gruppe ausgesetzt ist, bezeichnet (ebd.).

Somit befindet sich mein Freiraumbegriff in unmittelbarer Nähe zu demjenigen der Situationisten, als dessen Charakteristika ich in erster Linie die Abwesenheit jeglicher ökonomischer Verwertungsinteressen sehe.

Das Zustandekommen solcher Gegebenheiten, kann sich dabei, mittels *derive*, zunächst gänzlich subjektiv vollziehen. Doch ist der SI, nicht anders als Lefebvre, stets an der

gesamtgesellschaftlichen Überwindung kapitalistischer Verhältnisse gelegen. So dient *derive* der Erkundung und der Formung des Raums, um auf emanzipatorische und kreative Art Situationen herbeizuführen, zu entwickeln und zu gestalten, die letztlich auf diese Überwindung abzielen. Erst diese bewusste Konstruktion von Situationen eröffnet Menschen „[...] neue Möglichkeiten des Alltags, das heißt eine Befreiung von den festgelegten Strukturen und mechanisierten Prozessen unserer Lebenswirklichkeit (Steiner 2007 zit. nach Wieger 2010: 20). So ließen sich neue Lebensräume produzieren, die den spezifischen Bedürfnissen des alltäglichen Lebens entsprechen, denn „nur in der gelebten Subjektivität, der Fülle des Alltags, lässt sich das im Spektakel verlorene Leben wiederfinden“ (ebd.).

An dieser Stelle möchte ich auf die Konzepte der „hard city“ bzw. der „soft city“ (Sonnfeld 1972) zu sprechen kommen, wie diese in Zusammenhang mit alternativeren Formen der Raumaneignung stehen. Bei diesen Konzepten, welche im Artikel „Baby Bronks: Place and Identity in a Parisian Banlieue“ von Leeke Reinders (2004: 151) beschrieben werden, liegt sein Fokus der Forschung auf der „soft city“, welcher die tatsächlichen Aneignungspraktiken Jugendlicher untersucht. Anhand der Analyse in der Pariser Banlieue gelegenen Stadt Sarcelles, welche zwischen 1955 und 1965 nach visionären Vorstellungen Le Corbusier's gebaut wurde, zeigt Reinders beispielhaft die gravierenden Probleme einer geplanten Stadt - einer *hard city* auf. Reinders erkennt im Typus der *hard city* den Umstand, dass diese auf einer Struktur beruht, welche den BewohnerInnen ein harmonisches städtisches Miteinander verunmöglich. Denn im speziellen Fall von Sarcelles war es die Idee des Architekten Le Corbusier, für die Gesellschaft eine neue Stadt zu bauen. Es wurde mit neuen Materialien gebaut, um mit der Vergangenheit zu brechen. Hohe Türme als Orte des sozialen Zusammenlebens wurden hierfür errichtet. Eine „ville nouvelle“ wurde geschaffen – eine Stadt, die aus dem Nichts erbaut wird. Es ist eine Stadt der Architekten und Stadtplaner, mit der Absicht, für die Menschen das Beste zu schaffen. Allerdings funktionierte die „Ville nouvelle“ nicht, sie wurde von den Menschen nicht angenommen, da ihnen etwas fehlte.

Die soziale Wirklichkeit war, dass sich die BewohnerInnen in dieser Stadt nicht wohl fühlten und sich ihre Stadt selbst schufen. In diesem Zusammenhang spricht Reinders von einer sozial angeeigneten Stadt (soft city). Der Grund dafür waren unmenschliche urbane Formen. Es gab zudem einen Plan darüber, wie eine moderne Stadt der Zukunft auszusehen habe.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob es sinnvoll ist, eine Stadt von Grund auf zu planen und aufzubauen (top down) oder sie von selbstst wachsen solle. Hierzu ist die Autorin,

Stadt- und Architekturkritikerin Jane Jacobs, folgender Ansicht „[...] neighbourhoods should not be planned from the top down, but should grow as a natural organism“ und bringt so die weitreichenden Implikationen der bürokratischen Planung auf den Punkt: „[...] impersonal streets make faceless masses“ (vgl. Jacobs zit. nach Reinders 2004: 152).

Reinders stellt der *hard city* die *soft city* entgegen, welche nicht von StadtplanerInnen und ArchitektInnen konzipiert wird. In ihr, der soft city, könne die soziale Wirklichkeit untersucht werden, beispielsweise wie in Sarcelles Jugendliche sich mittels Graffiti die Stadträume aneignen. Er legt sein Augenmerk in seiner Forschung auf das soziale und historische Umfeld, das durch seine flexible Struktur den BewohnerInnen und NutzerInnen, besonders den vielen Jugendlichen, erlaube, die veräumlichte Ordnung mit ihren Praktiken zu hinterfragen und die Stadträume nach ihren Bedürfnissen zu nutzen, um sie sich so anzueignen: „Forms of expression, in which youths provoke the public and reset the established order are involved here. We can consider the public behaviour of youths in this sense as a cultural practice, an everyday strategy by which they react to and shape their direct social and spatial environment“ (Reinders 2004: 161).

Mit eigenen Ausdrucksmitteln, wie zum Beispiel Graffiti, eignen sich die Jugendlichen die Stadträume an und schreiben ihnen somit auch ihre Identität ein. Reinders (ebd.) bezeichnet dies als „inscribing identity“: „Graffiti are cultural leftovers, temporarily or permanently observable remnants of human behaviour“. Diese Transformation eines physischen Orts hin zu einem sozialen Raum, erlaubt im Hinblick auf meine Forschung, dort Freiräume in sozialer Form wahrnehmen zu können, wo sie physisch nicht vorhanden sind.

2.4.3.4 Kinder und Jugendliche als Nutzer des städtischen Raums

Wie oben beschrieben, haben unterschiedliche Gruppen verschiedene Zugänge zum Raum. So haben auch Jugendliche und Kinder einen anderen Blickwinkel auf den städtischen Raum als Erwachsene. Dies ist in Zusammenhang mit meiner Forschungsthematik von Belang, da hierbei, ähnlich wie schon am Typus des Flaneurs ausgeführt, ein stark subjekt-bezogener Ansatz greift: So kann etwa ein Baum in einem Park für ein Kind eine andere Bedeutung haben als für einen Erwachsenen. Aber auch Gruppen mit besonderen Interessen, wie jugendliche Skateboarder, um ein weiteres Beispiel zu nennen, haben einen ganz spezifischen Blick auf Freiräume, indem sie den öffentlichen Raum visuell nach Möglichkeiten „scannen“, um

interessante Flächen zu finden, die mit dem Skateboard befahren werden können (vgl. Woditsch 2012).

Ullfert Herlyn et al. (2003: 21) haben in diesem Zusammenhang die Kategorisierung öffentlicher Stadträume nach dem Gesichtspunkt der Vielfalt an Möglichkeiten in Hinblick auf Nutzung und Aneignung aufgestellt.

Aufbauend auf zwölf Typen sozialräumlicher Settings, unterscheiden sie sechs Raumtypen, welche er benennt in „Räume im Wohnumfeld, grün-bestimmte Freiräume, Infrastruktureinrichtungen für Jugendliche, Straßen, zentrale Stadtplätze und Brachen“ (Herlyn et al. 2003: 22).

Ihr Augenmerk legen die AutorInnen dabei auf die Möglichkeiten der Aneignung dieser Räume für Jugendliche, hingegen lassen sie jene Räume, die für diese Altersgruppe keinen großen Stellenwert haben oder schwer zugänglich und nutzbar sind, in ihrer Typisierung unberücksichtigt.

Mit Kindern und Jugendlichen als Nutzer und Gestalter des öffentlichen Raums beschäftigt sich auch die Autorin Doris Hoffelner (2010), welche im Rahmen des Forschungsprojektes Vielfalt der Kulturen – Ungleiche Stadt, ein transdisziplinäres Forschungsprojekt über Stadtentwicklung, sozialen Zusammenhalt und Transkulturalität mitwirkte. Die Autorin geht den Fragen nach, wie der öffentliche Raum – hier im Speziellen der öffentliche Freiraum – gestaltet sein sollte, um eine Nutzung und Aneignung durch Jugendliche zu fördern. Sie fragt auch, warum sich Kinder und Jugendliche manche öffentlichen Freiräume aneignen, wieso sie bestimmte öffentliche Freiräume ansprechen, andere nicht, und wie dies mit der Gestaltung dieser Freiräume zusammenhängt (ebd.).

Im Zuge ihrer empirischen Untersuchung im Marie-Ebner-Eschenbach-Park in Wien (vgl. ebd.) erforschte sie, wie Kinder und Jugendliche der angrenzenden Schulen diesen Park nutzen und sich aneignen. Im Mittelpunkt stand dabei die Frage nach den Gestaltungsqualitäten. Die Fragestellungen ihrer Forschung wurden vor dem theoretischen Hintergrund der Begriffe Raum, öffentlicher Raum, Nutzung, Gestaltung, Aneignung und Mobilität betrachtet.

Die Autorin beschreibt, wie sich Freundschaften und Netzwerke im Sinn des sozialen Kapitals (Bourdieu 1983) bilden und wie über den Habitus die Positionierung im sozialen Raum den Lebensstil von Menschen beeinflusst. Dieser Lebensstil zeigt sich in den typischen Handlungspraxen von Gruppen in diesem sozialen Raum. Solch eine Handlungspraxis äußert

sich beispielsweise darin, welche öffentlichen Freiräume eine Gruppe nutzt und sich aneignet. Welche Praxisformen der SchülerInnen in Bezug auf den Park beachtet werden können, zu Tage treten, wurde von Hoffelner im Zuge der Feldforschung untersucht.

Dass unterschiedliche Gruppen sich Raum jeweils anders zu eigen machen, liegt auf der Hand. In diesem Kapitel wurde beispielsweise erläutert, wie die Gruppe der Kinder und Jugendlichen sich Raum aneignet. Sie sehen Freiräume dort, wo Erwachsene keine sehen.

Neben dem bisherigen subjekt-bezogenen Ansatz in Zusammenhang mit der Raumaneignung der Kinder und Jugendlichen, ist der transdisziplinäre Zugang, der nun beschrieben wird, wichtig.

2.4.3.5 Wissensanthropologische Erforschung stadträumlicher Aneignungspraktiken

Die hier zugrunde liegende Idee, dass Wissensallianzen gebildet werden können, um stadträumliche Aneignungspraktiken zu untersuchen, wird nun erläutert.

Eine wissensanthropologische Arbeit, wie diejenige von der Ethnologin Alexa Färber (2011), verfolgt einen Ansatz, bei dem Wissensallianzen im Sinne einer „Stadt für alle“ gefördert werden. Diese Wissensallianzen sind nicht nur als theoretisches, sondern auch als methodologisches Tool wichtig, da sie den hier benötigten multi- bzw. transdisziplinären Zugang zur Freiraum-Thematik ermöglichen. Wichtig ist die Frage, was städtische Aneignung überhaupt bedeutet. In diesem Zusammenhang muss auch über ethnografische Feldforschung reflektiert werden. Färber (2011: 25) zufolge verbinde sich der aufwendige Einsatz qualitativer, ethnografischer Methoden häufig schnell mit einem, quasi darin eingeschriebenen, politischen Wunsch, den weniger diskursstarken oder auch systematisch überhörten gesellschaftlichen Positionen Gehör zu verschaffen – ohne diese Positionen zunächst einmal zum Gegenstand der Suche zu machen. Dieser methodologische Bias der forschenden Allianzbildung kann zudem dazu führen, dass gesellschaftliche Machtverhältnisse reproduziert werden und nicht analysierend-beschreibend konterkariert werden, weil in dieser Sichtweise nicht alle möglichen beteiligten Kräfte berücksichtigt werden. Um alle beteiligten Kräfte zu erfassen, muss der Fokus gegebenenfalls auch geändert werden (ebd.).

In Bezug auf die Gestaltung von Freiräumen, ist das von Färber (ebd.) geprägte Konzept der „Greifbarkeit“ der Stadt interessant, auf welches ich nun ausführlicher eingehen möchte. Dieses Konzept stellt einen Versuch dar, Ethnografie anders als bisher zu verwenden. Es zielt auf die Dezentrierung der ethnografischen Perspektive, um städtische Raumaneignungspraktiken

adäquat zu erfassen und nachvollziehbar zu machen und gibt den Materialitäten des Raumes größere Relevanz. Darüber hinaus fordert es, neben nicht-dominantenmarginalen oder subversiven Gruppen oder Milieus, auch ganz andere Akteure und Akteurinnen bzw. deren Praktiken als aneignend zu verstehen, die im positiv gefassten Aneignungsbegriff keine Berücksichtigung finden – etwa juristische, eigentumsbezogene, ordnende oder überwachende Praktiken (ebd.).

Eine wichtige Referenz für die positionierte Betrachtung und Einforderung von Aneignungspraktiken innerhalb der Stadtforschung liefern zudem nach wie vor die Grundlagentexte der kritischen Stadttheorie, der „critical urban theory“ (Brenner 2009). In einer Revision dieser theoretisch und methodologisch heterogenen Forschungsrichtung formulieren Neil Brenner, Peter Marcuse und Margit Mayer (2009), mit Verweis auf die Forderungen nach dem *Recht auf Stadt*, die aktuellen Bedingungen für eine solche Stadtaneignung, die sich gegen eine kapitalistische Stadtentwicklung und Urbanisierung stellt. Das Konzept der „Greifbarkeit der Stadt“ von Färber (2011) möchte die Aufmerksamkeit auf die Wirksamkeit von Materialität lenken. Materialität wird hier als Ergebnis von Praktiken, die Akteure und Aktanten (Latour 1995) in Beziehung setzen, gesehen.

In Bezug auf die Gestaltung von Freiräumen ist also interessant, dass diese Perspektive sich von einem akteurszentrierten Ansatz unterscheidet, welcher unter Akteuren allein Menschen und ihre Akteursmacht versteht. Wenn hierbei von „agency“ die Rede ist, also von einem Aktionsradius, von Akteursmacht, so ist diese aber auch in den nicht-menschlichen Dingen zu suchen: Welche Beschaffenheit hat eine Straße, dass sie zum Spielen genutzt wird oder nicht? Oder, wie ist eine Wand beschaffen und situiert, dass sie, zu bestimmten Zeiten und in spezifischen Abständen plakatiert wird? Warum eignen sich die betonierten Böschungsmauern und Brückenpfeiler am Donaukanal besser zum Besprayen als eine dekorierte Gründerzeitfassade? Wie einladend sind Innenhöfe, die bodendeckend und vollflächig mit Efeu begrünt sind?

In Bezug auf meine Argumentation hinsichtlich der Gestaltung von Freiräumen ist interessant, inwieweit die Materialität der Stadt als Ressource gesehen werden kann. Diese Sichtweise ist von Bedeutung, wenn physische Gegebenheiten durch Zweckentfremdung oder Neuinterpretation als Freiräume angeeignet werden. Etwa wird ein Geländer im öffentlichen Raum von einem Skateboard-Fahrer anders genutzt als von einem Passanten, der dieses widmungsgemäß als Gehhilfe verwendet. Desgleichen werden auch Niveauunterschiede,

Stufen, Gehsteigkanten etc. vom Skateboarder in ganz anderer Weise interpretiert (vgl. Woditsch 2012).

Eine gesteigerte Aufmerksamkeit für das Aktivierungspotenzial von gebauter Umwelt und Infrastrukturen, kann dann auch dabei helfen, die Dimensionen der menschlichen Akteursmacht zu ermessen. Das ist das, was Färber (ebd.) „Greifbarkeit der Stadt“ nennt. Der Begriff „Greifbarkeit“ ist von Färber mit Bedacht gewählt: Er ermöglicht eine analytische Perspektive, die Praktiken der Partizipation, Integration oder Aneignung auf ihre Materialität hin hinterfragt. Hierbei geht es um die Spuren, die belegen, wie Stadt sich zum be- und angreifen anbietet und welche Kollektive sie dabei bildet. Daher sind die Praktiken der ethnografischen Stadtforschung ebenso betroffen und in diese Kollektive involviert, wie die anderen beteiligten Akteure und Aktanten.

Die ethnografische Herausforderung ist nach Färber (ebd.) folgende: Wenn in der Suche nach der „Greifbarkeit der Stadt“ andere Forschungsfragen gestellt werden, um beobachtbare Aneignungspraktiken zu erklären, dann kommen hier auch andere, weitreichendere Erklärungen ins Spiel, die mit einer *Akteurs-Netzwerk-Theorie (ANT)*/Ethnografie einhergehen. Als Beispiel dafür kann folgender Ausschnitt aus Bruno Latours stadtbezogener Arbeit „Paris, ville invisible“ stehen. In diesem Buch diskutieren Latour und Hermant, welche im Kontext ihrer Akteur-Netzwerk-Theorie auch Dinge als handelnde Akteure sehen, welche sie als Aktanten bezeichnen, eingangs auch die Unmöglichkeit, die „Greifbarkeit der Stadt“ als Ganzes zu erfassen. In dem Text von Latour und Hermant wird nicht von „Greifbarkeit der Stadt“ gesprochen, allerdings teilen sie ähnliche Gedanken wie Färber:

„The aim of this sociological opera is to wander through the city, in texts and images, exploring some of the reasons why it cannot be captured at a glance“ (Latour/Hermant 2006: zit. nach Färber 2010: 102).

Wenn es um Aneignungspraktiken im öffentlichen städtischen Raum geht, wird also von Latour eine grundlegende Problematik sozialwissenschaftlicher Forschung angesprochen, das ist auf einmal in ihrer Gesamtheit zu sehen. So lässt sich beispielsweise bloß analysieren, wie ein Skateboarder oder auch ein Parkour-Ausübender sich im öffentlichen Raum über die städtischen Materialitäten wie zum Beispiel Gehsteige oder Geländer Freiraum aneignet.

Neben Färber haben sich u.a. auch die Autoren Novy/Habersack (2010: 182) mit der Erforschung des städtischen Raums und einer damit einhergehenden Wissensproduktion

beschäftigt. Sie sprechen sich dabei für eine Demokratisierung der Wissensproduktion aus. Dadurch und durch die Einbindung von Erfahrungswissen wollen sie die Qualität und Relevanz wissenschaftlicher Analysen heben, um auf diese Weise eine Form von Stadtforschung mitzustalten und zu stärken, die städtische Praxis wirksam verändert. Dies beschreiben sie mit dem Konzept der Wissensallianzen als einer demokratischen Form von Wissensproduktion und -nutzung (ebd.).

Hierbei gilt die Auffassung, dass Forschung gesellschaftliche Relevanz haben soll. Die AutorInnen plädieren für demokratische Strukturen und Teilhabe und mithin für eine *Stadt für alle* – auch in ihrer Verschiedenheit (ebd.).

Doch zeigt die Forschung von Novy und Habersack (ebd.) über sozialen Zusammenhalt in der Stadt, dass keine einfachen Lösungen ergeben. Dabei auftretende Widersprüche, etwa zwischen Gleichheit und Vielfalt, können, neben der kollektiven Wissensproduktion, nur mittels dialogischen und demokratischen Aushandlungsprozessen bewältigt werden, wie bei Mediation oder Abstimmungen. Die Teilhabe an Entscheidungsprozessen ist daher nicht nur demokratiepolitisch notwendig, sondern auch zur Integration divergierender Sichtweisen und für ein umfassendes Verständnis städtischer Phänomene erforderlich (ebd.).

In Bezug auf meine Forschungsthematik bedeutet dies, dass es vielfältige Formen der Einbindung der Bevölkerung benötigt: von der lokalen Agenda 21, zu welcher die Grätzloase zählt und partizipativen Prozessen der Budgeterstellung und Zukunftswerkstätten über Bewusstseinsbildung sowie das Zusammenspiel räumlicher Ebenen und komplexen Fragen des sozialen Zusammenhalts, die sich aus flexibilisierten Arbeitsmärkten, städtischer Deindustrialisierung, Klimawandel und Migration ergeben.

Die Problematik städtischen sozialen Zusammenhalts betrifft ethisch-politische Fragen über Gerechtigkeit, Rechte und Identität, die allerdings ebenfalls nur demokratisch bearbeitbar sind. Es gilt also, allen BewohnerInnen Raum zu geben, damit sie ihre Verschiedenheit ausleben können und sie vor der Willkür der Mehrheit geschützt werden. Gleichzeitig braucht es Aushandlungsräume, um Entscheidungen darüber zu treffen, wie ein Gemeinwesen mit allen Widersprüchen umgehen kann: in der Frage eines einheitlichen Bildungssystems, eines sozialen Mindeststandards, des öffentlichen Wohnungswesens und der Regeln für die Benutzung von Parkanlagen sowie in Fragen der Grün- und Freiraumplanung (ebd.).

Stadtforschung, wie sie sich Novy/Habersack (2010: 183) vorstellen, leistet hierzu einen Beitrag. Denn die dialogorientierten, auf Respekt basierenden und demokratisch organisierten Wissensallianzen verbinden nicht nur Alltagswissen und systematisches Wissen mit der Produktion von neuem Wissen, sondern nutzen auch die unterschiedlichen Formen von Wissen für wirksame städtische Interventionen. Letzteres, in dem Fall die Ermächtigung der BewohnerInnen der Stadt und die Ermöglichung des städtischen Zusammenlebens in aller Verschiedenheit, sollte das Ziel jeder öffentlichen finanzierten Stadtforschung sein, so die AutorInnen (ebd.).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass transdisziplinäre Stadtforschung Potential hat. Diese Organisation von Wissen braucht jedoch stimulierende Rahmenbedingungen und öffentliche Unterstützung. Es wurde bereits darauf eingegangen, dass Wissensallianzen langfristig ausgerichtet sein müssen, denn die Unterschiede zwischen den AkteurInnen aus Wissenschaft und Praxis ist größer und grundlegender als man vermutet. Novy und Habersack (2010: 183) sehen es als öffentliche Aufgabe, nachhaltige Formen von Kooperation zu schaffen und zu erhalten. Diese Kooperationen müssen institutionalisiert werden und nach den Erfolgskriterien von Transdisziplinarität beurteilt werden. Nur so könnten Wissensallianzen die Potenziale kollektiv erarbeiteten Wissens zur Bearbeitung der aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen in den Städten nutzen.

Diese Forderung entspricht dem, was bei Governance Kooperationen sowie auch Strukturen angestrebt wird, um die Gestaltung von Freiräumen nicht nur zu ermöglichen, sondern idealerweise auch zu fördern.

2.5 Öffentliche Räume in der Governance-Perspektive

In diesem Kapitel wird auf Governance als Steuerungs- und Regelungssystem eingegangen. Governance ist in Zusammenhang mit meiner Forschungsthematik wichtig, weil oftmals in meinen informellen Gesprächen von AkteurInnen der Grätzloasen-Initiativen darauf hingewiesen wurde, dass seitens der Stadtregierung und auch anderen Regulierungsorganen Strukturen geschaffen werden sollten, welche die Gestaltung von Freiräumen nicht nur ermöglichen, sondern idealerweise auch fördern.

Vom Magistrat für Architektur und Stadtgestaltung in Wien (MA 19) habe ich erfahren, dass diverse Projekte forcierter und unterstützt werden, bei welchen es um die Gestaltung von Freiräumen geht. So wurde den Anrainern eines teilöffentlichen Wohnhausinnenhofs, für

dessen Begrünung in Eigenleistung, finanzielle Mittel vom Magistrat zu Verfügung gestellt (vgl. Schlager 2015). Bedingung war allerdings, dass auch die Öffentlichkeit davon profitieren solle. So initiierten die Akteure eine Aktion, bei der sie, gemeinsam mit anderen, den Hof gestalteten und somit intentionslos ein Freiraumerlebnis für alle Beteiligten ermöglichten. Dieses Beispiel zeigt, dass selbst öffentliche Organe die Eigeninitiative motivierter Akteure nicht nur nicht behindern, sondern, wenn auch ungewollt, selbstbestimmten, gestalterischen Umgang mit dem Stadtraum und partizipatives Handeln zu fördern versuchen.

Die Governance-Perspektive ermöglicht es, sowohl die Akteure als auch deren gegenseitige Abhängigkeiten einer differenzierten Betrachtung zu unterziehen (vgl. Selle 2010: 48). Öffentliche Akteure handeln Selle zufolge nicht nur hoheitlich, sondern auch in Netzwerken und in verschiedenen Mischformen. So verstanden, steht laut Selle mit der Governance-Perspektive ein Untersuchungsansatz zur Verfügung, um auf Basis einer differenzierten Akteursanalyse, die vielfältigen Möglichkeiten der Interdependenzgestaltung, bei der es um die Fragen des Warum und Wozu des Mitwirkens geht, wahrnehmen und beschreiben zu können. Damit ist sie bestens geeignet, um sich den komplexen sozialen Verhältnissen zu nähern, wie sie in Städten bestehen (ebd.).

Bei der Analyse der räumlichen Entwicklungsprozesse mithilfe des Governance-Konzepts, ist die differenzierte Abbildung der Akteure wesentlich: In der öffentlichen Sphäre sind zahlreiche, unterschiedliche Akteure tätig, die eigene Handlungslogiken und Interessen folgen. Zahlreiche weitere Akteure im Bauwesen, in der Entwicklung und Nutzung von Plätzen, Parks, Promenaden können ebenfalls Einfluss nehmen (vgl. Selle 2010). Das Handeln der verschiedenen Akteure überschneidet sich dabei im Raum, im Hinblick auf ihre unterschiedlichen Rechte, ihre unterschiedliche Beteiligung an Herstellung, Gestaltung und Finanzierung der Stadträume sowie deren Pflege und Nutzungsregulierung. Die sich ergebenden Überschneidungen von Zuständigkeiten, die Überlagerung von Rechten, Übergänge der Einflusssphären gilt es hinlänglich und präzise zu erfassen und zu beschreiben. Dies ist umso wichtiger, als aufgrund der tendenziell prekären kommunalen Budgets, fast überall nur mehr städtebauliche Entwicklungsmaßnahmen möglich scheinen, „die von vornherein auf die Mitwirkung nichtkommunaler Akteure setzen: So wird die Zahl der Stadträume in Schnittbereichen (die auch Spannungsfelder sein können) weiter zunehmen. Die damit verbundene Ausgestaltung der Bezüge zwischen den Akteuren ist – rechtlich,

ökonomisch, politisch und in der alltäglichen Handhabung – eine Herausforderung für alle Beteiligten“ (ebd.).

Eine aktuelle und in dieser Ausprägung in Europa besondere Herausforderung, stellen die sich rasant entwickelnden BID's (Business Improvement District) oder ISG's (zu deutsch.: Immobilien-Standortgemeinschaften) dar. Bei dem aus Kanada stammenden Stadtplanungskonzept, werden einzelne urbane Bereiche, also Plätze bis hin zu ganzen Straßenzügen, an Investoren oder andere privatwirtschaftlich organisierte Akteure vermietet, verpachtet oder verkauft und Verwaltungsaufgaben teils oder zur Gänze an entsprechende Privatdienstleister abgegeben. Was im Detail und wieviel davon, wird in umfangreichen, bindenden Vertragswerken geregelt. Ziel ist letztendlich die Steigerung des Umsatzes und der Werterhalt der Immobilien auf privater Seite und die, wenigstens kurzfristige, Budgetentlastung auf öffentlicher Seite (vgl. WELTjournal).

Dadurch sieht der Stadtethnologe Andrej Holm (2010) das *Recht auf Stadt* gefährdet, welches immer auch Recht ist, über zukünftige Stadtentwicklungen zu entscheiden. Aus Governance-Perspektive stellt sich die Frage, wer Entscheidungsmacht hat: Sind es die BewohnerInnen oder ist es eine politische bzw. ökonomische Elite? Wird der Bürgerstatus der BewohnerInnen vom vergleichsweise einflussschwachen Status des Kunden oder Konsumenten abgelöst, wie der Soziologe und Stadtforscher Hartmut Häußermann (2007) befürchtet? Er begreift die Architektur der Stadt immer als Ausdruck ihrer politischen sowie sozioökonomischen Situation. Die Ausweitung dieser nicht-demokratischen Räume durch ihre Privatisierung ist lediglich ein Spiegelbild dafür, dass auch unsere (Stadt-)Gesellschaft immer undemokratischer wird und das lässt sich unschwer am öffentlichen Raum ablesen (ebd.).

Diese Tendenzen, wie sie aktuell im Jahr 2019 am Wiener Westbahnhof auch zu sehen sind, müssen kritisch betrachtet werden. Bei der Errichtung eines Ikea Möbelhauses werden Passanten über die Vorteile der mit diesem Bau einhergehenden positiven Stadtteilerweiterung aufgeklärt. Der Soziologe Olivier Mongin (2019) konstatiert in diesem Zusammenhang, dass in Stadtplanungsprozessen immer weniger eine Politik-des-Miteinanders im Fokus stehe. Anstatt dessen würden vermehrt die Partikularinteressen diskurstarker Privatakteure verfolgt, wodurch Ungleichheit und sozioökonomische Spaltungen im Zunehmen begriffen seien. Darüber hinaus würde sich die Stadtpolitik allzu gefällig den um sich greifenden Marktzwängen unterwerfen, welche die städtischen Entwicklungen immer stärker beeinflussen. Umso

wichtiger wäre es, die ursprüngliche Idee der Stadt als Ort der politischen Erneuerung aufzugreifen, sei es durch Entwicklung alternativer Planungsprozesse, neuer Praktiken der Raumproduktion oder durch Zulassen demokratischer Mitgestaltung, auch in Form von Aneignungsmöglichkeiten (ebd.).

Dieser Aspekt der Partizipation bleibt bei den Governance-Konzepten, wie sie die unternehmerische Stadtplanung im Hinblick auf die Absicherung kommerzieller Interessen privater Akteure hervorbringt, bislang unterrepräsentiert. Aber gerade als Werkzeug für eine tiefreichende Bestandsaufnahme und daran geknüpfte Fragen alternativer Gestaltbarkeit städtischer Räume, wäre es im demokratischen Sinn unerlässlich, Governance in die Hände der BewohnerInnen zu legen.

Aus der Governance-Perspektive können die BID's einerseits als neue, kollektive Akteure auf Viertelsebene verstanden werden oder andererseits als ein Tool zur Etablierung eines künstlichen Stadtteilregimes, mithilfe dessen, sich Kooperationen zwischen AkteurInnen institutionalisieren und Trittbrettfahrer ausschließen lassen. In diesem letzteren Sinn gelten BID's als neues, vielversprechendes Instrument der Stadtteilentwicklung und erfolgreiches Modell zur Attraktivitätssteigerung und Revitalisierung von Innenstädten und Stadtteilzentren. Wie andere neue Instrumente der urban governance, ist es allerdings in seiner gesetzlich legitimierten Ausweitung der Verantwortung dieser Stadtteilentwicklung von kommunalen auf private Akteure kennzeichnend für unternehmerische Formen der Stadtplanungspolitik und die Ökonomisierung ihrer Verwaltung. In Bezug auf die Gestaltung von Freiräumen im öffentlichen Raum wirft diese Art der Stadtteilentwicklung interessante Fragen auf, welche folgend thematisiert werden.

Denn schon jetzt, so der Philosoph und Soziologe Thierry Paquot (2018), entstehen abseits der öffentlichen städteplanerischen Projekte immer wieder Projekte mit experimentellem Charakter. In den Leerräumen sowie Lücken, die sich im Zuge von Neugestaltungen ergeben, werden den BewohnerInnen adäquate Nutzungen ermöglicht. Über gezielte Aktionen werden sie für ihre urbane Umwelt sensibilisiert, um so neue, andere soziale Verhaltensformen zu entdecken und zu erlernen, denn die „Stadt soll wieder Vergnügen bereiten“ (ebd.). Die fortwährende Erneuerung der Stadt „von innen“ geht mit der individuellen oder gesellschaftlichen Rückeroberung der urbanen Räume einher und bildet das unentbehrliche Gegengewicht zu den wirtschaftlichen Erneuerungsversuchen „von außen“. Dieser

Antagonismus ist, im Zusammenhang mit Freiräumen und ihren Aneignungsformen, grundsätzlich immer präsent.

3. Forschungsdesign und Methoden

Um Aneignungsformen städtischer Freiräume erforschen zu können, habe ich sogenannte Grätzloasen-Initiativen in verschiedenen Wiener Gemeindebezirken untersucht. Neben einer sechs monatigen Teilnehmenden Beobachtung wurden zehn Leitfadeninterviews durchgeführt.

Die Grätzloasen-Initiativen, sind einmalige Aktionen, bei denen ein bestehender öffentlicher Raum in einen Freiraum für alle umgewandelt wird. Diese Aktionen werden von der Lokalen Agenda 21 forciert. In diesem Rahmen wird in Wien ein Aktionsprogramm mit diversen stadtplanerischen Projekten mit Bürgerbeteiligung seit 2014 umgesetzt. Die Einzelaktionen, welche vorwiegend im Frühjahr, Sommer oder Herbst stattfinden, sollten dazu einladen, den öffentlichen Raum auf neuartige und kreative Weise zu nutzen. Aber sie sind zeitlich begrenzte Maßnahmen. Die Grätzloase unterstützt die Akteure dieser Initiativen finanziell sowie auch mit fachlicher Beratung. In Bezug auf politische Ambitionen der Grätzloasen kann gesagt werden, dass sie mit ihrem Ansatz eine Stadtentwicklung von unten anstreben.

3.1 Die Teilnehmende Beobachtung

Zur Beantwortung meiner Forschungsfrage führte ich bei unterschiedlichen Grätzloasen-Initiativen eine teilnehmende Beobachtung durch. Bei der Darstellung des Beobachteten ging es um eine „dichte Beschreibung“, ein in der Kultur- und Sozialanthropologie übliches theoretisches ethnologisches Konzept zum Verständnis kultureller Vorgänge. Hierbei ist es wichtig, dass die forschende Person die eigene Rolle sowie Herangehensweise mit in die Beschreibung und Interpretation aufnimmt. Geertz zufolge, der dieses Konzept populär gemacht hat, gibt es keine reinen Daten, denn die Erwartungen sowie das Hintergrundwissen der forschenden Person spielen eine große Rolle.

Nachdem ich im Sommer 2016 diverse Grätzloasen-Initiativen besuchte hatte, bemühte ich mich um eine Interpretation und Analyse des Beobachteten. Hauptteil meiner ethnographischen Beschreibungen sind nicht die Schilderung konkret Verhaltensweisen, sondern die darin enthaltenen Bedeutungsstrukturen. Meine ethnographische Analyse bestand im Herausarbeiten dieser Bedeutungsstrukturen und dem Bestimmen ihrer gesellschaftlichen Tragweite.

Bei diesen ausgedehnten Aufenthalten im Feld ergaben sich unzählige informelle Gespräche, die ich anschließend in meinem Feldtagebuch aufzeichnete. Ich besuchte von Frühjahr 2015 bis Herbst 2016 mehrere der angebotenen Grätzloasen-Initiativen (z.B. „Fit und faul durch den Sommer mit Josef und Josefine“, „Spicy Vienna“, das Grätzlfest am Kalvarienberg sowie diverse Parklets⁴). Über die Website www.grätzloase.at erfuhr ich immer wieder von den aktuellen Terminen der verschiedenen Aktionen. Die Aktionen fanden in unterschiedlichen Settings statt: zum Beispiel in Parks, auf Märkten und auf Straßen.

Während der Gespräche im Feld ging es auch um die Aneignung und ich ging besonders darauf ein, dass ich für meine Forschung unter dem Begriff Aneignung allgemein eine selbstbestimmte Gestaltung des Lebensumfelds/der Lebensbedingungen sowie konkreter das bewusste Gestalten der Freiräume im öffentlichen Raum verstehe. Während der teilnehmenden Beobachtung bei den diversen Initiativen sind mir verschiedene Aspekte in Bezug auf Definition und Aneignung von öffentlichem Raum als Freiraum aufgefallen: Z.B. konnte ich beim Kalvarienbergfest im Sommer 2016 unter anderem beobachten, wie sich die Anrainer Sitzmöglichkeiten im öffentlichen Raum schufen, indem sie auf einem unbefahrenen Straßenabschnitt Heuballen platzierten, diese dann als Sitzmöglichkeiten nutzten, während sie sich dort unterhielten. Mit einigen der BesucherInnen der Initiativen habe ich den Versuch gestartet, über informelle Gespräche herauszufinden, wie in ihren Augen der öffentliche Raum einer nicht-kapitalistischen Stadt/Gesellschaft im Sinne einer Utopie aussieht. Ich habe somit versucht, utopisches Denken im Sinne von „Nur was nicht ist, ist möglich“ zuzulassen. Also nicht auf das, was ist (das aktuelle), sondern auf das mögliche einzugehen. Die meisten haben erzählt, dass sie noch nie darüber nachgedacht hätten, wie eine Stadt, deren Gestaltung nicht vorrangig von Investoren bestimmt wird, aussehen könnte. Ein paar wenige sind zum Beispiel darauf eingegangen, wie viel neuer Freiraum da wäre, wenn die parkenden Autos weggedacht würden. Ich habe bei der teilnehmenden Beobachtung versucht, Lefebvres Theorie immer wieder mit konkreten Gesprächsinhalten bzw. Beobachtungen zu begegnen, um sie dort im dialektischen Wechselspiel mit der Praxis, also den Erfahrungen im Raum, konfrontieren zu können. Die meisten meiner GesprächspartnerInnen hatten sich bis zu diesem Zeitpunkt auch noch nie die Frage gestellt, wie Freiraum definiert werden könnte. Ein Besucher des Kalvarienbergfests, welcher ein Parklet, also eine temporäre Gehsteigerweiterung in den

⁴Ein Parklet ist ein Stadtmöbel auf ehemaligen Parkplatzflächen, das den Menschen mittels Aufbauten mehr öffentlichen Raum zur Verfügung stellt. Als Baumaterial dient meist Holz, z. B. Paletten.

Straßenraum vor seinem Geschäft in der Kalvarienberggasse gebaut hat, erzählte mir folgendes: „Ich habe das Parklet [er meint den öffentlichen Raum vor seinem Büro, Anm.] hier einfach gebaut und dann um Genehmigung bei der Grätzloase angesucht. Ich wollte auch im Außenbereich mit Kunden sitzen, essen und arbeiten können“ (Christian Sch.).

Bei der Initiative „Fit und faul durch den Sommer mit Josef und Josefine“ ging die Qigong-Lehrerin Evelyn, welche die Grätzloase-Initiative mit einer Sporteinheit gestaltete, im Gespräch mit mir auf die Wichtigkeit des öffentlichen Raums in Bezug auf Gesundheitsförderung ein. Sie vertrat die Meinung, dass öffentliche Räume die Möglichkeit bieten sollen, sich gesund darin bewegen zu können. Im Zuge der teilnehmenden Beobachtung nahm ich an einem Qigong-Kurs teil. Dabei nutzten wir eine weite Fläche des Schönbornparks, in dem wir hierzu einige Sitzbänke des Parks auf die Seite stellten. Vereinzelt schlossen sich auch spontan im Park verweilende Menschen an.

Bei den Gesprächen im Feld zeigte sich bei vielen Menschen der Wunsch, innerstädtische öffentliche Räume für diverse Sportmöglichkeiten und Bewegung frei nutzen zu können.

Bei der Initiative „Spicy Vienna“ im Meidlinger Markt ging es darum, eine Gewürzmischung herzustellen und diese dann mit anderen TeilnehmerInnen der Initiative zu tauschen. Die Hälfte der Gewürzmischung konnte mit nach Hause genommen werden, die andere Hälfte wurde mit einem persönlichen Gruß beschriftet und ein anderer Teilnehmer/ eine andere Teilnehmerin konnte dies dann mitnehmen. Vor Ort führte ich wieder unzählige informelle Gespräche. Naheliegend war es, dass ich bei den informellen Gesprächen mit den BesucherInnen das Thema der jeweiligen besuchten Initiative als Inspirationsquelle für das Gespräch heranzog. Bei „Spicy Vienna“ ging es um Austausch, nicht nur in einem materiellen Sinn (in Form eines Gesprächs über die Gewürzmischung). Zu Beginn stellte ich den BesucherInnen immer mein Thema sowie meine Forschungsfrage vor und wartete auf spontane Antworten und Bemerkungen. Wenn die informellen Gespräche etwas Erweiterung bzw. eines Inputs bedurften, bezog ich mich wie oben erwähnt auf das Thema der Initiative. So ging es z.B. dann um den öffentlichen Raum als Raum für Austausch sowie auch um Aneignungsformen betreffend die Kommunikationsmöglichkeiten im öffentlichen Raum. Die diversen informellen Gespräche zeichnete ich nach der jeweiligen Initiative in meinem Feldtagebuch auf, damit das erhobene Material im Anschluss analysiert werden konnte. Die Daten wurden kontinuierlich analysiert und ausgewertet. Es gab eine ständige Wechselwirkung zwischen Fragestellung, erhobenem Datenmaterial, Theorie und Methode sowie Ergebnissen. Die ethnografische Forschung bei den diversen Initiativen wurde im Frühjahr 2017 abgeschlossen. Zwar wäre es

noch möglich gewesen, im Sommer 2017 weitere Initiativen zu besuchen, um offen gebliebene Fragen in Zusammenhang mit meiner Forschungsthematik teilnehmend im Feld nochmals klären zu können. Dies war allerdings nicht nötig.

Das Führen eines Feldtagebuches ist ein Teil des Forschungsprozesses. Hierbei ist es wichtig, dass der/die Forscherin Eindrücke in schriftlicher Form sammelt und festhält, um wichtige Details nicht zu vergessen. So spielte es auch bei mir eine wichtige Rolle, detaillierte Informationen nieder zu schreiben.

In diesem Tagebuch hielt ich fest, wann ich was gemacht habe, z.B. Anrufe und Treffen sowie die Protokollierung der teilnehmenden Beobachtung inkl. informellen Gesprächen. Ich kann somit meine Forschungstätigkeit nachvollziehbar darstellen. Außerdem beinhaltet es meine emotionalen und persönlichen Eindrücke während der Forschung.

V.a. zu Beginn der Forschung bekam ich durch die zahlreichen informellen Gespräche wichtige Impulse sowie auch Inspiration für den weiteren Forschungsverlauf.

3.2 Die Interviews

3.2.1. Die InterviewpartnerInnen

Für den Forschungsverlauf waren alle Interviews von Wichtigkeit. Die Interviews führte ich mit Personen, die ich wegen ihrer besonderen Expertise als wichtige GesprächspartnerInnen betrachte.

Mit **Johannes Kellner**, Vertreter der Grätzloase und **Brigitte Vettori**, Kultur- und Sozialanthropologin, kulturelle Raumgestalterin sowie Initiatorin von Space & Place führte ich ein ExpertInneninterview durch. Bei ihren Initiativen im öffentlichen Raum geht es um die bewusste Aneignung des öffentlichen Raumes durch die BewohnerInnen. Beide wählte ich bereits im Vorfeld für das ExpertInneninterview aus. Aufgrund ihres persönlichen sowie auch beruflichen Hintergrundes repräsentieren sie meiner Ansicht nach die Handlungs- und Sichtweisen einer bestimmten ExpertInnengruppe.

Ein weiteres ExpertInneninterview fand mit **Lisa Magdalena Schlager** vom Magistrat für Architektur und Stadtgestaltung (MA 19) statt. Lisa Magdalena Schlager ist verantwortlich für den Wiener Stadtentwicklungsplan Step 2025, welcher vorwiegend einen strategischen Charakter hat. Zudem ist sie für die Grün- und Freiraumplanung Wiens verantwortlich.

Meine weiteren InterviewpartnerInnen waren:

Severin Heilmann, Besucher der Grätzloase-Initiativen & freischaffender Architekt; **Chloé Tomas**, Inhaberin des Geschäfts Sous-Bois & Initiatorin des Parklets Sous Bois Tropical; **Markus Bohn**, Besucher der Grätzloase-Initiativen, Jugendarbeiter sowie Parkour-Ausübender; **Julia Illmer**, Besucherin der Grätzloasen-Initiativen, Studentin & Deutsch-im-Park-Lehrende; **Alexander S.** Klient im Betreuungszentrum Gruft der Caritas Wien; **Lukas Hengel**, Besucher der Grätzloasen-Initiativen und **Franz Schandl**, Philosoph & Herausgeber des Magazins „Streifzüge“.

Sobald die strukturierten Leitfadeninterviews ausgearbeitet worden waren, führte ich einen Pretest durch, um mögliche Unklarheiten betreffend die Form und den Inhalt des Interviews zu beseitigen. In der strukturiertesten Form, so wie ich sie ursprünglich konzipiert habe, müssen nicht nur alle Fragen des Leitfadens gestellt werden, sondern auch eine vom Leitfaden vorgegebene Abfolge der Fragen muss eingehalten werden. Bei der Durchführung des Pretests kam es vor, dass trotz dieser starken Strukturierung seitens des/der InterviewpartnerIn auf diverse Aspekte eingegangen wurde, welche dem Leitfaden nach erst später thematisiert worden wären.

Ich strukturierte den Interviewleitfaden also phasenweise etwas weniger, sodass die Kommunikation bzw. der Interviewverlauf zwar einem entsprach, wie im ersten Teil des Interviewleitfadens ersichtlich ist. Aber andererseits konnten die Befragten den Gesprächsfluss auch selbst steuern, wenn im zweiten Teil auch vague-offene formulierte Fragen bzw. Stimuli vorkamen.

3.2.2 Der Interviewleitfaden

Folgende Fragestellungen und Themenkomplexe wurden in den Interviews angesprochen:

Einführende allgemeine Fragen & Fragen zum Thema Freiraum

- Was verstehst du als Freiraum?
- Welche Qualitäten soll ein Freiraum haben?
- Welche Möglichkeiten soll ein Freiraum bieten?
- Welche Nutzungsmöglichkeiten soll es geben?
- Unter welchen Umständen erschließen sich die Freiräume des Alltags?
- Wie stellst du dir öffentlichen Raum als Freiraum vor?

- Wie könnte öffentlicher städtischer Freiraum in Zukunft aussehen? Wie sehen deine Idealvorstellungen aus? Welche utopischen Vorstellungen von städtischem Freiraum hast du?
- Wie kannst du den öffentlichen Raum entfremden und ihn als Freiraum mit einer neuen Bedeutung aufladen?
- Wie kann öffentlicher städtischer Raum bewusst zu einem Freiraum (um)gestaltet werden?

(Impuls)Fragen zum Thema Aneignung

- Städtische Freiräume – Wie eignest du sie dir an?
- Aneignung in Bezug auf Selbstbestimmung?
- Aneignung in Bezug auf Verantwortung?
- Aneignung in Bezug auf Niederschwelligkeit?
- Angenommen Aneignung ist Raumproduktion, dann...
- Angenommen Aneignung bedeutet so viel wie Selbstverwaltung und Selbstgestaltung, dann...
- Aneignung in Bezug auf Identifikation?
- Wie machst du dir den öffentlichen Raum zu eigen? Wie wird er ein Teil von dir selbst?
- Angenommen Aneignung bedeutet Transformation beider Seiten – wie verändert sich in deinen Augen das Anzueignende und der/die Aneignende?
- Angenommen im Spannungsverhältnis zwischen Fremdheit & Eigenheit liegen die Potentiale im Aneignungsbegriff, dann...
- Was möchtest du abschließend zu dieser Thematik noch sagen?

Zusätzlich zu den leitfadengestützten Interviews mit Severin Heilmann, Chloé Tomas, Markus Bohn, Julia Illmer, Alexander S. und Franz Schandl führte ich - wie bereits erwähnt- mit Johannes Kellner, Brigitte Vettori und Lisa Magdalena Schlager ExpertInneninterviews als Variante des Leitfadeninterviews durch. Hierbei stehen die Sichtweisen einer bestimmten ExpertInnengruppe im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Die ExpertInneninterviews wollte ich zuerst zeitlich später als die Leitfadeninterviews durchführen, da ich dann noch besser mit der Thematik vertraut gewesen wäre. Allerdings hat sich die Durchführung der

ExpertInneninterviews zeitlich früher ergeben, eher zu Beginn der Forschung. Dies war von Vorteil, da ich so bereits von Anfang an viele interessante Inputs bezüglich meiner Forschungsthematik bekam. Dass dies methodologisch auch von besonderem Vorteil sein kann, habe ich in einem Gespräch mit meiner Betreuerin über den Aufbau sowie die Gestaltung einer Masterarbeit erfahren (vgl. hierzu Chevron 2018).

Die leitfadengestützten Interviews mit den ExpertInnen sowie den anderen InterviewpartnerInnen waren für die Dauer von ca. 45 Minuten konzipiert, allerdings dauerten die meisten Interviews im Durchschnitt eine Stunde, je nach Zeitkapazitäten der interviewten Person. Die Orte, an denen die Interviews stattfanden, wurden mit den GesprächspartnerInnen vereinbart. Wie auch allgemein in den qualitativen Forschungsmethoden üblich habe ich darauf geachtet, dass durch die Wahl der jeweiligen Orte des Interviews eine angenehme Ausgangssituation für meine GesprächspartnerInnen zustande kam. Die Auswahl der InterviewpartnerInnen fand in Form eines theoretischen Sampling statt. Innerhalb der qualitativen Sozialforschung versteht man unter theoretischem Sampling (vgl. Glaser und Strauss [1967] 1998) die Auswahl einer Datenquelle, eines Falles bzw. typischer Fälle eines Ereignisses vor dem Hintergrund theoretischer Überlegungen. Essentiell dabei ist, dass man viele unterschiedliche Akteure (BesucherInnen, Initiatoren, Expertinnen, Mitarbeiterinnen, u.s.w.) befragen kann. In diesem Fall waren es viele unterschiedliche Menschen, die in die Grätzloase-Initiativen involviert sind. So führte ich zehn Interviews sowie auch unzählige Gespräche mit ArchitektInnen, RaumplanerInnen, Akteuren sowie auch anderen BesucherInnen der Initiative, die ich im Feld traf. Auf Anraten einer meiner Interviewpartnerinnen, Brigitte Vettori, welche Kultur- und Sozialanthropologin sowie Initiatorin von Space & Place ist, habe ich mich dazu entschieden, auch "betroffene" Menschen ohne Vorwissen in Hinblick auf die Feldforschung, die den öffentlichen Raum nutzen, zu befragen. Also auch Marginalisierte (zum Beispiel Menschen, die gesellschaftlich an den Rand gedrängt sind oder sich obdachlos im öffentlichen Raum bewegen) mit einzubeziehen und auch zu befragen. Den Interviewleitfaden habe ich hierzu so abgeändert, dass er inhaltlich zwar die gleichen Fragen enthielt, allerdings in einer vereinfachten Form. Bei dem Interview mit Alexander S. war dies der Fall.

3.2.3 Konkrete Adaptierungen während der Durchführung der Interviews

Aus anfänglichen Vorerhebungen im Frühjahr 2015 hatte ich erfahren, dass Freiräume von essentieller Bedeutung für das Stadtleben sowie Stadterleben sind. In weiterer Folge ergab sich daraus die Frage nach Definition und Aneignungsformen städtischer Freiräume, denn es zeigte sich bald, dass es unterschiedliche Zugänge zur Definition von Freiräumen gibt. Bereits bei

meinen Vorerhebungen war es hilfreich, auf ein im Vorfeld erstelltes Set an einigermaßen scharf gefasster sowie verständlicher Begriffe hinsichtlich Freiräumen zurückgreifen zu können. So konnte ich es vermeiden, zu „weitläufige“ Antworten zu erhalten. Ich habe vor dem Erfahrungshintergrund meiner ersten Interviews lediglich grob skizziert, was als Freiraum verstanden wird oder werden könnte. Zentral hierbei war mein Versuch, die Begriffsbildung nicht a priori jedem/jeder neuen InterviewpartnerIn zu überlassen, um die Beliebigkeit in den Antworten zu minimieren. Um dennoch eine gewisse Bandbreite und Subjektivität der Sichtweisen zu erhalten, wurde dieses Set an Begriffen, wie bereits erwähnt, im Laufe der Interviews adaptiert und erweitert.

3.3 Der Feldforschungsprozess

Nach der Darstellung des Forschungsdesigns und der methodologischen Überlegungen sowie der Erhebung soll nun auf die Auswertung und Interpretation im weiteren Verlauf des Forschungsprozess eingegangen werden.

3.4 Die Transkription und die qualitative Inhaltsanalyse

3.4.1 Die Transkription

Ich entschied mich dazu, das Transkribiertooll „Easytranscript“ zu verwenden, eine Art Werkzeug, welches die Verschriftlichung von Gesprächen ermöglicht. Beim Transkribieren war mir ein pragmatisches Vorgehen wichtig. Der Genauigkeitsgrad der Transkription bezog sich auf eine genaue Wiedergabe des Inhalts, welcher für die Beantwortung meiner Forschungsfrage wichtig ist. Da ich alle Interviews in deutscher Sprache führte, bedurfte es keiner Übersetzung.

Aufgrund der geringen Anzahl von Interviews war ein elektronisches Analysetool nicht zwingend notwendig. Daher wurde die Erstellung von Codes sowie die Verwaltung des Datenmaterials ohne elektronisches Analysetool gehandhabt.

3.4.2 Die qualitative Inhaltsanalyse

Um die Interviews analysieren und deren Inhalt darstellen zu können, wählte ich die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring. Mayring (2002: 114 zit. nach Halbmayer 2010) zu Folge ist der Anspruch der qualitativen Inhaltsanalyse, dass sie Texte systematisch analysieren möchte, indem sie das Material schrittweise mit theoriegeleitet am Material entwickelten Kategoriesystemen bearbeitet (vgl. ebd.).

So schreibt Halbmayer, dass im Zentrum des qualitativen inhaltsanalytischen Vorgehens also die Entwicklung eines Kategoriensystems steht, welches in einem Wechselverhältnis zwischen der Fragestellung und dem konkreten Material entwickelt wird. Die Kategorisierungsdimensionen und das Abstraktionsniveau werden, wie Halbmayer weiters notiert, jedoch vorab festgelegt und mit theoretischen Erwägungen und dem Ziel der Analyse begründet. Innerhalb dieser Festlegungen wird das konkrete Kategoriensystem an Hand des vorliegenden Materials entwickelt (vgl. Mayring 2002: 115 zit. nach Halbmayer 2010).

Herausforderungen der zusammenfassenden Inhaltsanalyse

Ziel der zusammenfassenden Inhaltsanalyse ist es, „das Material so zu reduzieren, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben und durch Abstraktion ein überschaubares Corpus zu schaffen, das immer noch ein Abbild des Grundmaterials ist“ (Mayring 1988: 115).

Die inhaltsanalytische Zusammenfassung spielte eine wichtige Rolle bei der induktiven Kategorienbildung. So wurde anhand von Einzelaussagen auf allgemeine Kategorien geschlossen und diese abschließend im Ergebnisteil unter dem Punkt 4. *Unterschiedliche Aspekte von Freiräumen* aufgelistet und dargestellt.

Um die Bandbreite an Daten zum Thema Freiraum zu ordnen und strukturieren, war eine strukturierende Inhaltsanalyse von Wichtigkeit.

Herausforderungen der strukturierenden Inhaltsanalyse

Ziel der strukturierenden Inhaltsanalyse ist, „eine bestimmte Struktur aus dem Material herauszufiltern“ (Mayring 2002: 118).

Innerhalb dieser Festlegungen, nämlich Freiräume als tendenziell wert-freie Räume und potentiell emanzipatorisch zu betrachten, folgten weitere Kategoriebildung, welche in Punkt 4.4.4 *Attribute von Freiräumen* aufgelistet werden.

4 Darstellung der Ergebnisse

Die qualitative Inhaltsanalyse ist die Grundlage, um Ergebnisse zu generieren. Der Großteil der empirischen Ergebnisse wird in Punkt 4.4 *Ergebnisse der Interviews* dargestellt. Im Anschluss an die Präsentation des Erklärungsmodells werden meine empirischen Ergebnisse präsentiert. Ausgehend von der Kernfrage meiner Forschung, wie öffentlicher städtischer Raum als Freiraum definiert und angeeignet wird, folgt hier, vor dem Hintergrund der bereits vorgestellten theoretischen Grundlagen eine überblicksmäßige Darstellung der Ergebnisse. Grundlage dafür sind die mittels der qualitativen Inhaltsanalyse, in Verbindung mit der Erstellung eines Erklärungsmodells gewonnenen Kategorien.

4.1 Entwurf eines Erklärungsmodells

Um für die Interviews eine brauchbare Verständnis- und Verständigungsgrundlage zu haben, versuchte ich anfangs, wie weiter oben beschrieben, basale Sachverhalte und Begrifflichkeiten, sowohl in Theorie als auch später im Feld, schematisch darzustellen. Als Idee hierfür diente mir eine Mindmap. Dabei handelt es sich um ein Erklärungsmodell, das ich im Laufe der Forschung ausgehend von Lefebvres Theorien entworfen habe. Als hilfreich sollte sich die auf dieser Grundlage entstandene Mindmap auch dafür erweisen, die Ergebnisse analytisch zu strukturieren und präsentieren zu können. Eine Mindmap ist eine Technik der visuellen Darstellung, beispielsweise so wie ein/e ZeichnerIn die Stadt sieht.

Zu dieser Mindmap bin ich eigentlich durch eine Stellungnahme meines Interviewpartners Franz S. gekommen. Für den verwendeten theoretischen Ansatz inspirierte mich v.a. folgende Aussage meines Interviewpartners, welcher meine Forschungsfrage in einem größeren gesamtgesellschaftlichen Kontext fasste:

„[...] In vielen Dingen, die wir entscheiden, erfüllen wir eine Funktion und sind kein Ich, sondern eine gesellschaftliche Rolle, auch kein Wer, sondern ein Was. Das zu begreifen ist eigentlich ein Schritt zur Freiheit. Freiheit heißt, zumindest die Unfreiheit zu begreifen, aber nicht die Unfreiheit als Freiheit zu definieren. Das ist so eines der Grundübel der Gesellschaft, sich als frei zu bezeichnen. Das ist eine glatte Ideologie. Freiheit findet immer statt in wenigen geglückten Momenten und das ist kein gesellschaftlicher Zustand. Unser gesellschaftlicher Zustand ist ein großer der Verblendung; und der Unfreiheit, eigentlich.“ (Franz, Int.Nr. 10, Zeile: 220).

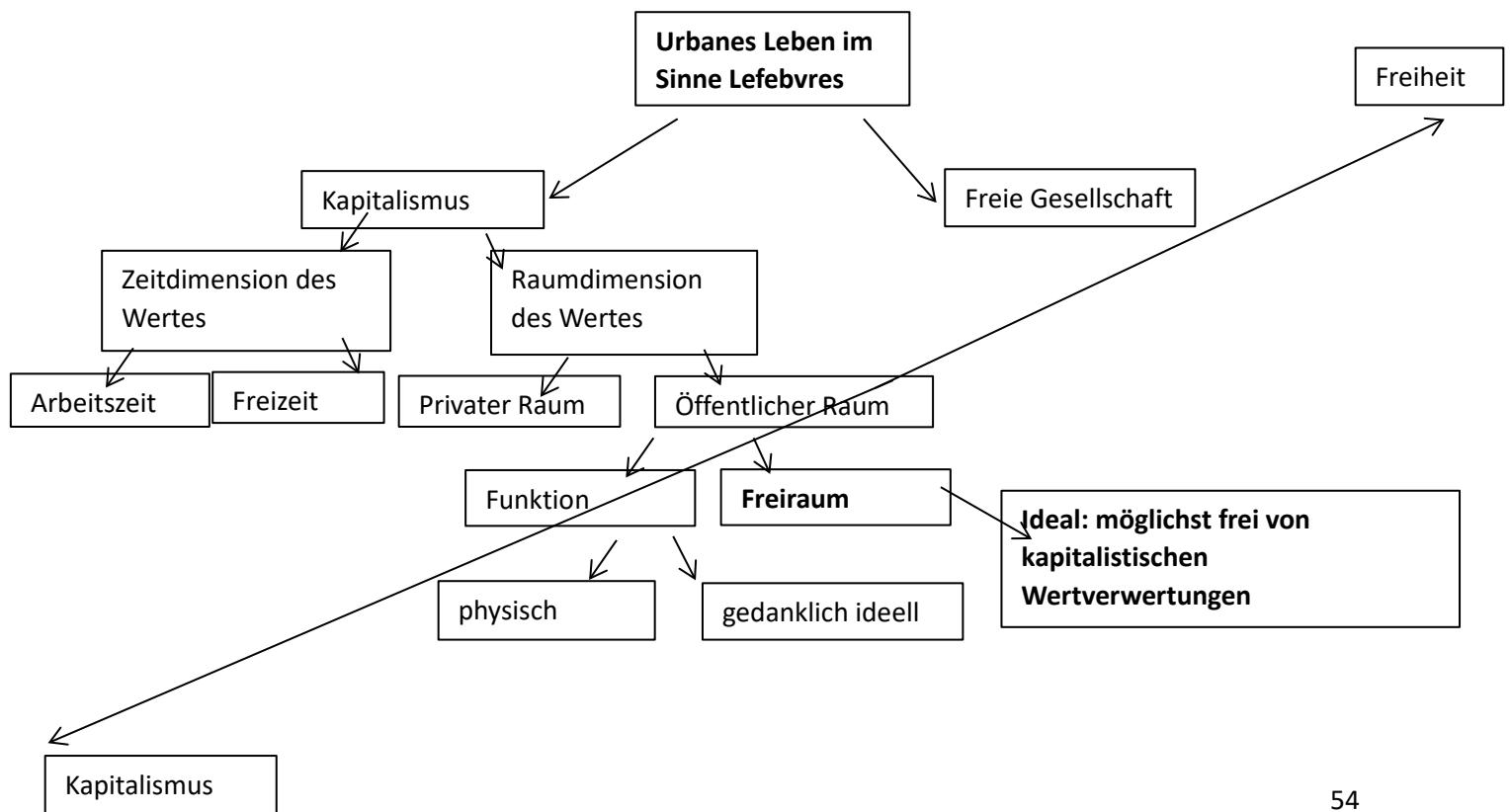
Diese Feststellung hat mich dazu veranlasst, meine Forschungsfrage im erweiterten sozialen Kontext zu betrachten. Um die Subjektivität der Aussagen der Interviews in diesen größeren gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang stellen zu können, ist die Mindmap so angelegt, dass sie vereinfacht die Bandbreite der gesellschaftlichen Verhältnisse abbildet – von kapitalistischen Formen bis zu jenen der freien Urbanität im Sinne Lefebvres.

Nicht zuletzt bei der Veranschaulichung der teils divergierenden Sichtweisen kam mir die Darstellungsform mittels Mindmap sehr entgegen. Bei einer Mindmap soll das Prinzip der

Assoziation helfen, Gedanken frei zu entfalten und der Fähigkeit des Intellekts zur Kategorienbildung entgegen zu kommen.

Dazu habe ich diese Mindmap im Laufe der Forschung öfters adaptiert und weiter ausdifferenziert. Auf diese Art bot sich mir schließlich noch während der Interviewphase eine tragende Struktur und Orientierung. Auch sollte die Mindmap als Erklärungsmodell Aufschluss über Definitionen und Aneignungsformen städtischer Freiräume geben.

Mein theoretischer Zugang ist, dass mit Freiräumen all jene Räume sowie auch Zeiten gemeint sind, welche nicht von kapitalistischen Verwertungsinteressen besetzt sind – ein zentraler Gedanke Henri Lefebvre's (vgl. Lefebvre 1974). Nach Ansicht der Geographin Anne Vogelpohl ist diese nicht-kapitalistische, durchwegs kollektiv gestaltbare und individuell erlebbare Gesellschaft für Henri Lefebvre das Ziel der Urbanisierung, nämlich die Urbanität (vgl. Vogelpohl 2015: 6). Er bezeichnet sie deshalb als „urbanisierte Gesellschaft“, da seiner Ansicht nach, die Überwindung des Tauschwerts und der industriellen Verwertungslogik nur über eine veränderte Produktion des Raumes, über ein verändertes Zusammenleben im Raum real werden kann. Für Lefebvre sind die Stadt und das Urbane nicht mehr nur Orte, „[...] sondern soziale Verhältnisse der wechselseitigen Inspiration und des kollektiven Agierens“ (ebd.). Die Mindmap versucht also, die Bedeutung der Freiräume für ein solches Zusammenleben, jenseits des Verwerten-Müssens durch die abgebildeten Kategorien abzubilden.



Strukturgebend bei der Theoriebildung waren jene Aspekte des alltäglichen Lebens, die zwar nicht materiell sind, aber unentbehrlich für die heutige kapitalistische Gesellschaft, genauer, ihre Verwertungsabsichten: Ihr Raum und ihre Zeit sind funktional besetzt. Dementsprechend sind Zeit- und Raumdimensionen des Wertes (und seiner Verwertung) dargestellt, wobei letztere, hinsichtlich meiner Forschungsfrage, die wichtigere ist. Raum und Zeit werden heute erheblich von kapitalistischen Verwertungsinteressen einerseits sowie Verwertungswängen andererseits bestimmt. Dies illustrieren viele Veränderungen, die sich mitunter rasant vollzogen haben: So konnte man vor einigen Jahrzehnten noch per Anhalter kostenlos nahezu überallhin gelangen, während heute die Personenmitnahme zu einem profitablen Geschäft geworden ist (siehe [mitfahrgelegenheiten.at](#) und [Uber](#)⁵). Wo früher eine Couch für Austauschstudenten, Freundesfreunde etc. jederzeit zur unentgeltlichen Benutzung bereitstand ([couchsurfing.com](#)), wird sie mittlerweile immer öfter vermietet ([Airbnb](#)).

Anhand des Erklärungsmodells wird gut erkennbar, dass das gestellte Forschungsthema „Wie wird öffentlicher städtischer Raum als Freiraum definiert und angeeignet?“ in eine bestimmte Richtung tendiert; nämlich in jene, die nicht zuletzt in Lefebvres raumtheoretischen Überlegungen in Hinblick auf eine freie urbane Gesellschaft mit der Frage nach der Überwindung kapitalistischer (Herrschafts-)Strukturen verbunden ist. Mehr oder weniger wurde diese Frage bei allen Interviews indirekt angesprochen und ideale Freiräume implizit als herrschafts-los, hierarchie-los sowie zweck-los und wert-los (im Sinne von: frei vom Zwang der kapitalistischen In-Wert-Setzung) definiert, auch wenn das explizit nicht immer von den InterviewpartnerInnen geäußert wurde.

Im Folgenden werden meine empirischen Ergebnisse präsentiert, vorerst jene aus den Gesprächen im Feld, inklusive der Teilnehmenden Beobachtung sowie abschließend jene der

⁵ Uber ist ein Dienstleistungsunternehmen, welches in vielen Städten der Welt Online-Vermittlungsdienste zur Personenbeförderung anbietet. Hierfür verrechnet es eine Provision von etwas mehr als 25 Prozent des Fahrpreises.

Interviews. Die Ergebnisse wiederum regten mich zu theoretischen Schlussfolgerungen an. Daher werden im Folgenden nicht nur Ergebnisse präsentiert, sondern auch kommentiert und in einem erweiterten Zusammenhang noch darüber hinausgehende theoretische Überlegungen vorgestellt.

4.2. Gespräche und Orientierung im Feld

Interessant ist, dass nicht alle InterviewpartnerInnen Freiräume potenziell nur in der öffentlichen Sphäre verorten. Beispielsweise erfuhr ich von einer Interviewpartnerin, dass sie selbst ein Einkaufszentrum als Freiraum wahrnehmen würde. Einkaufszentren zählen klassischerweise nicht zum öffentlichen Raum, sondern sind eigentlich öffentlich zugängliche, jedoch private Räume.

In meiner Fragestellung setzte ich allerdings den öffentlichen Raum als Ressource für Freiräume voraus, da private Flächen fast immer eigentumsrechtlichen Einschränkungen oder kommerziellen Interessen unterliegen und somit für mein Forschungsinteresse nicht von Relevanz sind. Nichtsdestotrotz soll hier auf die Möglichkeit verwiesen sein, dass auch der private urbane Raum durchaus als Freiraum wahrgenommen werden kann, wie am Beispiel von begrünten Innenhöfen von großen Wohnsiedlungen, von privaten Gemeinschaftsgärten oder eben anhand von zugänglichen Flächen in Einkaufszentren nachvollziehbar wird.

Inwieweit Freiräume konstitutiv für den öffentlichen Raum sein können bzw. sollen war u.a. Bestandteil folgender Bemerkung:

„Diese Fragestellung [Anmerkung: die Forschungsfrage] suggeriert viel und setzt a priori schon viel fest: Die Begriffe Öffentlichkeit und Freiheit. Ob es da ursprünglich eigentlich einen Unterschied zwischen Öffentlichkeit und Freiheit gibt? Das fände ich interessant, dem nachzugehen. Man kann sich ja auch denken, dass das eine gewachsene Freiheit ist. Wir leben schon in einem System, das uns viel suggeriert. Das Erfolgsrezept wäre vielleicht, sich die Frage zu stellen, inwieweit wir unsere Freiheit bekommen haben oder sie uns wirklich genommen haben“ (Lukas, Int.Nr: 10, Zeile: 180).

Meinem Interviewpartner zufolge ist in Bezug auf Freiheit eine historische Kontinuität von Relevanz. Wichtig wäre demgemäß, sich über die Perspektive im Klaren zu sein, dass Freiheit etwas sein kann, das man sich genommen oder aber, etwas das man bekommen hat.

Auch im Zuge meiner theoretischen Auseinandersetzung konnte diese, für den Diskurs entscheidende Frage nicht eindeutig beantwortet werden (siehe Theorie-Teil); Die Sphäre der Freiräume ist nicht mit der Sphäre der Öffentlichkeit gleichzusetzen. Auch der Begriff „Aneignung“ war nicht von vornweg unmissverständlich. So stellte sich während meiner Interviews, wie schon erwähnt, bald heraus, dass meine GesprächspartnerInnen nicht ohne weiters Klarheit darüber hatten, was (alles) mit dem Begriff „Aneignung“ von mir gemeint war. Ganz allgemein versteht man unter Aneignung (siehe oben) den Prozess der bewussten Selbstgestaltung der menschlichen Lebensbedingungen, bezogen auf den vorgefundenen Raum. Dem „Wie“ in Fragen der Gestaltbarkeit dieser menschlichen und gesellschaftlichen Lebensbedingungen, versuchte ich im Rahmen meiner Theoriebildung nachzugehen. Dabei trat das „Warum“ des Aneignungsgedanken in meiner Arbeit in den Hintergrund, da mir die unterschiedlichsten persönlichen Motivlagen in ihrer Heterogenität kaum erfassbar schienen. Dass dieser Aneignungsprozess aber seinem Wesen nach emanzipatorisch ist und den Keim einer Transformation im Lefebvre'schen Sinne in sich trägt, nämlich jene der Überwindung kapitalistischer Strukturen, wurde mir v.a. in manchen Gesprächen klar, so z.B. beim Gespräch mit Franz S., der meinte:

„In Bezug auf Freiräume, soll es keine Vorgaben geben, aber unbestimmte Möglichkeiten. Wie die Menschen sich die aneignen, ist eine andere Frage. Der Eigentumsbegriff sollte auch differenziert betrachtet werden. Eine freie Gesellschaft besteht darin, dass die Leute können und nicht müssen. Unfreie Gesellschaften bestehen darin, dass die Leute was tun müssen. Die bürgerliche Gesellschaft hat das Müssen zum Können erklärt. Wir spüren unsere Unfreiheit viel zu wenig und identifizieren unsere Möglichkeiten als freien Wille, freie Meinungsäußerung u.ä.“ (Franz, Int.Nr. 10, Zeile: 242).

Diese sowie folgende gesellschaftliche Rahmenbedingungen sind erwähnenswert, wenn es um die Thematik des Freiraums geht. Von Wichtigkeit in Zusammenhang mit meiner Theorie ist die Voraussetzung eines herrschaftsfreien Raums. Diesen Aspekt des herrschaftsfreien Raums thematisiert auch Lefebvre in seinem Werk. Wenn es einen roten Faden in seinen Arbeiten gibt, dann ist es die vehemente Kritik an allen Formen von Herrschaft. Sein erklärtes Ziel war insbesondere eine Aufwertung der Subjektivität und die Suche nach Spielräumen für mehr Kreativität und Autonomie. Freiraum, welchen ich in meiner Forschung als herrschaftsfreien Raum betrachte, sollte meines Erachtens Grundbedingung städtischen Zusammenlebens sein. Um mich analytisch der Beantwortung meiner Forschungsfrage nähern zu können, sind einige Begrifflichkeiten der sogenannten *Wertkritik* fast unumgänglich. Diese hat nämlich als

Theoriegebäude bestimmter postmarxistischer Ansätze der Kritik an der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft schon profunde und scharfsichtige Analysen der herrschenden Verhältnisse, insbesondere des Werts und seiner Verwertung und deren Folgen, hervorgebracht.

Bezugnehmend auf mein Forschungsinteresse lassen sich wie in der Mindmap ersichtlich die Raumdimensionen des Wertes unterscheiden in privaten Raum (Produktion und Reproduktion, nicht frei zugänglich) und öffentlichem Raum (welcher nicht in erster Linie der Wertverwertung dient). Dass auch der öffentliche Raum funktional für die Wertverwertung ist oder, wenigstens, das sein kann, kommt noch zur Sprache.

Auch der öffentliche Raum sollte in einem größeren Kontext gefasst werden. Aufgrund einiger Aussagen meiner InterviewpartnerInnen unterscheide ich beim öffentlichen Raum nochmals in funktionale Aspekte einerseits (z.B. Straßen, Gehsteige, allgemein: Infrastruktur, die der Wertverwertung zweckdienlich ist) und andererseits in städtischen Freiraum.

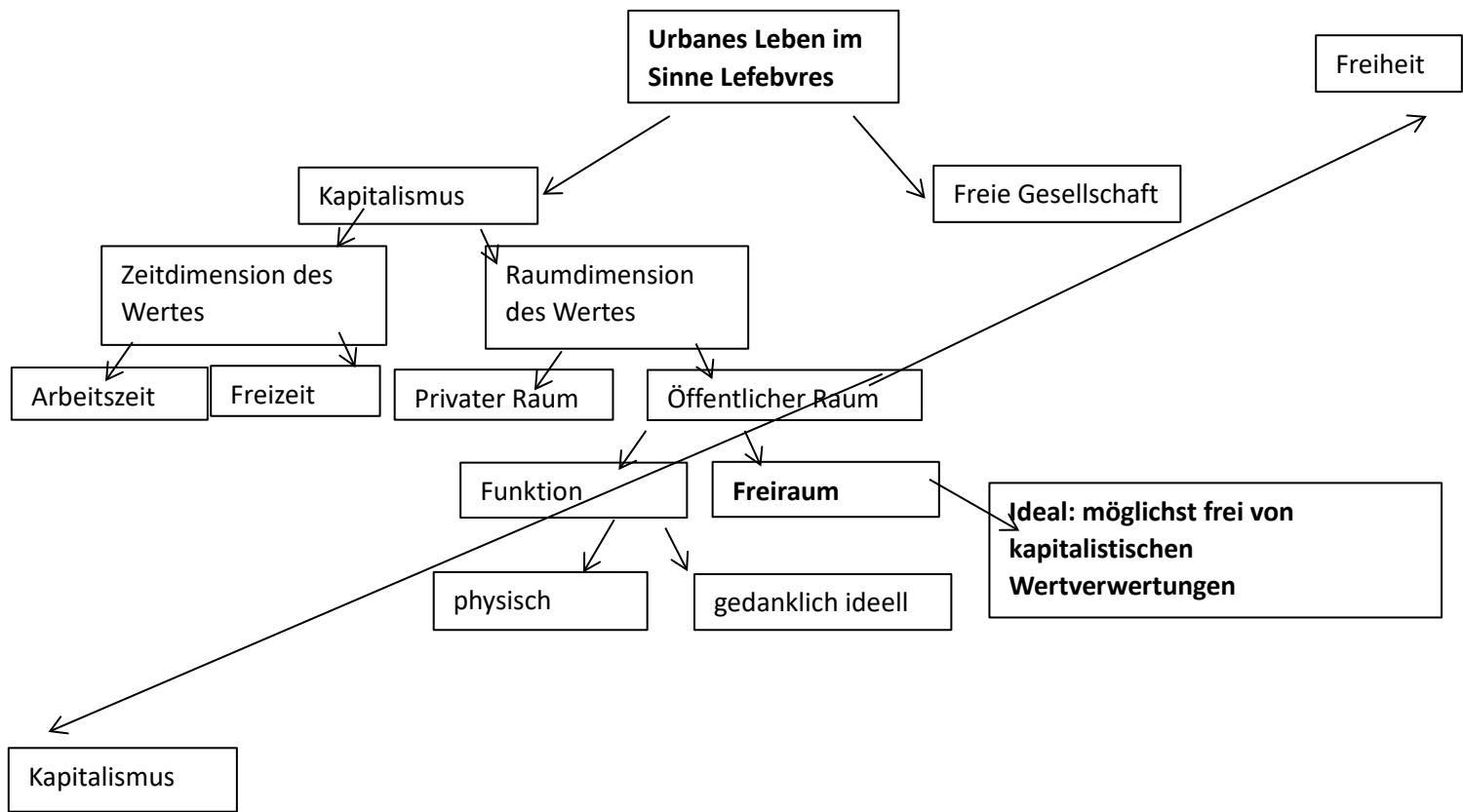
Für meine Theorie betrachte ich Freiraum als weitestgehend frei von kapitalistischer Wertverwertung, welcher als immanentes, individuelles sowie gesamtgesellschaftliches Ziel betrachtet werden sollte. Freiraum bezeichnet in meiner Theorie also Raum, der frei ist von einer Verwertungslogik, z.B. von kommerziellen oder privaten Interessen sowie auch frei von Eingriffs- und Zugriffsinteressen der Stadt.

Zur Veranschaulichung ist in diesem Zusammenhang die historische Komponente des öffentlichen Raums interessant.

Im Literaturteil wurde dargelegt, wie sich der öffentliche Raum herausgebildet hat.

Kritisch dazu und in Hinblick auf meine Theorie kann zum Beispiel die Entstehungsgeschichte der Volksparks beleuchtet werden: Hauptmotiv der Errichtung dieser Parks war es, für die schwer arbeitende Bevölkerung Erholungsräume zu schaffen, um so die Reproduktion der Arbeitskraft in den Fabriken sicherstellen zu können. So können diese öffentlichen Parks einerseits im Rahmen einer kapitalistischen Verwertungslogik gesehen werden. Andererseits erfahre ich aus diversen Interviews, dass gerade im Zusammenhang mit der Nutzung unterschiedlicher Parks städtische Freiraumerlebnisse verbunden werden.

Bezugnehmend auf die Mindmap möchte ich nochmals die funktionellen Eigenschaften des Freiraums thematisieren:



© Angelika Böhler 2018

Mindmap Urbanes Leben im Sinne Lefebvre's

Diese lassen sich ohneweiters in physische als auch in gedanklich-ideelle Aspekte unterteilen. Wie bereits oben erwähnt, zählen zu den physischen Funktionen die städtische Infrastruktur, die hauptsächlich der Wertverwertung dienlich ist (z.B. Wirtschaftsverkehr). Zur Illustration der gedanklich-ideellen Funktionen des Freiraums sind die Überlegungen eines Interviewpartners zum Parkour-Sport sehr dienlich:

„Ich habe schon ein paarmal bei unterschiedlichen Parkour-Streifzügen gespürt, wie sich das anfühlt, über Konventionen hinweg zu springen. Es geht darum, dass man sich anders und unkonventionell durch öffentliche Räume bewegt. Dass man neue Nischen entdeckt und andere Bewegungsmöglichkeiten sieht, als z.B. nur einen Weg von A nach B zu gehen. Parkour ist auf jeden Fall eine interessante Art von Aneignung: Ich finde, das ist ein viel natürlicherer Zugang, wenn man das Potential in verschiedenen Strukturen wahrnimmt, als wenn man die ganze Zeit auf einer flachen Ebene unterwegs ist und nicht mit ihr interagiert“ (Markus, Int.nr. 8, Zeile: 220).

D.h. also auch, dass dort wo zum Beispiel ein Geländer nicht als Geh-Stütze verwendet wird, sondern um darauf hinunter zu rutschen, eine gedanklich-ideelle Aneignung der städtischen Infrastruktur passiert. Dies bezeichnen Parkour-Ausübende oftmals als Freiraum-Erlebnis.

Was die Funktionen des öffentlichen Raums betrifft, lässt sich, wie bereits oben besprochen, eine Unterscheidung aufzeigen: Einerseits können Freiraumerfahrungen mit einer subjektiven Aneignung der vorhandenen funktionalen Infrastruktur in Verbindung stehen, etwa durch ihre Neuinterpretation, andererseits mit einer objektiven physischen Aneignung, wie es alle bewussten Eingriffe gestalterischer Art sind; wobei sich, das sei erwähnt, diese beiden Aneignungsformen eigentlich immer gegenseitig bedingen.

An dieser Stelle möchte ich auf die konkreten Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung überleiten. Dieser Teil der Ergebnispräsentation wird im Verhältnis zu den Ergebnissen der Interviews eher kurz gehalten, da für meine Forschung die Interviews den Schwerpunkt bilden. Folgend möchte ich nochmals auf meine Beobachtungen bei den Initiativen eingehen und ihre wesentlichen Aspekte hier schildern.

4.3 Ergebnisse der Beobachtungen

Thema ist hier die „Konstruktion des Feldes“, denn das zu untersuchende Feld ist in einer solchen Forschung nicht einfach gegeben. Vielmehr beruht es auf strategischen Entscheidungen, abhängig von Forschungsinteressen, wo man zum Beispiel die Grenzen des zu untersuchenden Feldes setzt. Das heißt, dass ich zu Beginn der Forschung entschied, welche Grätzloasen-Initiativen, Phänomene und Kontakte ich in die eigene Untersuchung miteinschließen und welche ich aussparen wollte.

Die Teilnehmende Beobachtung fand zwischen Frühjahr 2015 und Herbst 2016 statt. In dieser Zeit besuchte ich viele Grätzloasen-Initiativen, u.a. „Fit und faul durch den Sommer mit Josef und Josefine“, „Spicy Vienna“, das Grätzlfest am Kalvarienberg sowie diverse Parklets.

Bei den Grätzloasen-Initiativen „Kalvarienbergfest“ sowie „Aktives Frauenfeld“ konnte ich beobachten, wie durch das Platzieren von selbst gestaltetem Mobiliar spezifischer Freiraum geschaffen wurde. So auch konnte ich zum Beispiel sehen, wie mehrere Heuballenquader auf dem Kalvarienbergfest von den AkteurInnen der Initiative durch Verschieben und Drehen als Sitz- und Liegemöglichkeiten genutzt werden konnten. In ähnlicher Weise haben in der

Frauenfeldergasse AkteurInnen selbsthergestellte Sitzmöbel am Gehweg platziert. Im Zuge der Herstellung dieser Sitzmöbel erfuhr ich im Rahmen meiner teilnehmenden Beobachtung vom Designer dieses Mobiliars Thomas S. folgendes: „Das Möbelstück hier im öffentlichen Raum zu bauen ist eine sehr interessante Tätigkeit. Wir betrachten das als Freiraumerlebnis. Es kommen viele Anrainer vorbei, die etwas zu essen sowie Getränke vorbeibringen. Es kommen mittlerweile viele BesucherInnen von überall her, die sich dafür interessieren, was wir hier bei unserer Initiative „Lebendiges Frauenfeld“ machen. [...] Das Möbelstück zu bauen ist eine Sache, es aufzustellen eine andere. Das Aufstellen des Möbelstücks hat nicht mehr viel mit einem Freiraumerlebnis bzw. mit Freiheit zu tun, da man hierfür von einem Magistrat zum anderen hetzen muss“ (Memo Thomas S., 20.4.16).

Bei diesem Beispiel ist ersichtlich, dass sich das Freiraumerlebnis des Akteurs Thomas S. in Grenzen hält. Das Bauen ist aufgrund der persönlichen Freiheit möglich, für das Aufstellen bedarf es eine offizielle Erlaubnis durch (Ämter, Magistrate, etc.).

Eine ähnliche Beobachtung habe ich bei der Grätzlosen-Initiative „Hervorragendes Frühstück“ gemacht, welche von unterschiedlichen Akteuren organisiert wurde. Hierbei ging es um einen kalkulierten Regelbruch: Mit der Frühstückstafel, welche bis zum mittleren Fahrstreifen hervorragte, wurde an dieser Stelle eine Fahrspur gesperrt und es konnte mitten auf der Straße gefrühstückt werden. Diese Erfahrung der temporären Aneignung des Straßenraums wurde durch die behördliche Genehmigung erst ermöglicht, was jedoch den Besuchern in ihrer Freiraumerfahrung keinen Abbruch tat. Anhand dieser Initiative wird ersichtlich, dass eine Kooperation mit den Behörden die Voraussetzung für das Freiraumempfinden der BesucherInnen war.

Bei fast allen Besuchen der Initiativen kam es zu informellen Gesprächen zwischen unbeteiligten Passanten und TeilnehmerInnen oder Initiatoren der Veranstaltungen. Offensichtlich versuchten diese Passanten, die neue, ungewohnte Situation durch Erklärungen in ihren gewohnten stadträumlichen Alltag einzufügen. Nie stießen die Interventionen auf ihr Unverständnis oder gar ihren Unmut, was daran gelegen haben mag, dass die gezielte Provokation nicht das Ziel der Organisatoren war, sondern im Gegenteil: die Einbindung möglichst vieler AkteurInnen aus unterschiedlichsten sozialen Zusammenhängen.

Meine diesbezüglichen Beobachtungen legen nahe, dass das zumeist auch gelang, obwohl das Thema „Freiräume“ selten explizit und wenn, dann weitgehend ohne theoretischen Hintergrund

kommuniziert wurde. Ungeachtet dessen, haben sich viele der BesucherInnen, denen ich während meiner teilnehmenden Beobachtung begegnet bin, mit Fragen der Gestaltung eines zu Verfügung stehenden Raumes beschäftigt. Zum Beispiel erläuterte einer meiner Interviewpartner seine Wahrnehmung in Bezug auf eine wechselseitige Wirkung des Raumgestaltungsprozesses. Freiräume seien jene Orte, die dieses bewusste gestalterische Tätigsein ermöglichen: „Es wird auf den Raum eingewirkt und der Raum wirkt zurück. Man sollte sich dabei die Frage stellen, welche Möglichkeiten einem der Raum bietet [...] Ich hinterlasse ja auch Spuren“ (Memo, Severin H. 30.5.2015).

Ein ähnlicher Aspekt wurde in den nun folgenden Interviews angesprochen.

4.4 Ergebnisse der Interviews

Im gestalterischen Tätigwerden lässt sich eine besondere Form der städtischen Kommunikation erkennen, die ein widerständiges, transformierendes und transzenderndes Moment bewahrt hat. Auf den transformierenden Aspekt dieses Wechselspiels kommt etwa auch die Expertin Brigitte V. zu sprechen:

„Also mit mir macht die Arbeit im öffentlichen Raum was, sie ist sehr vielseitig. Also ich nehme die Stadt komplett anders wahr. Wenn man in der Stadt was macht, mit den BewohnerInnen in der Stadt. Und die nehmen wiederum viel Verantwortung dann selbst in die Hand, wenn sie die Möglichkeiten haben, ein anderes Projekt zu machen. Ich kenne Leute, die bei uns mitgemacht haben und jetzt selbst zum Beispiel Flüchtlingspicknicks, Fotogefieausstellungen u.ä. im öffentlichen Raum initiieren“ (Brigitte, Int.Nr.: 1, Zeile: 54).

Auch dieser Interviewausschnitt ist interessant im Hinblick auf die Theorie, dass für eine Überwindung kapitalistischer Verhältnisse, hin zu einer freien, urbanisierten Gesellschaft, Freiräume essentiell sind. Wobei hier Freiräume allerdings, im umfassenderen Sinn, etwa als Spielraum und als gesellschaftlich wirksame Aktionsfläche betrachtet werden.

Folgend möchte ich auf die von mir mittels qualitativer Inhaltsanalyse in Verbindung mit der Mindmap erstellten Kategorien eingehen, bei welchen Freiräume jeweils unter verschiedenen Aspekten in Hinblick auf eine freie, urbane Gesellschaft betrachtet werden.

Beginnen möchte ich jedoch mit der Vielfalt an Definitions- und Aneignungsmöglichkeiten von Freiraum, wie dies in den Interviews zur Sprache kam.

4.4.1 Vielfalt der Definitionen Freiraum

Sowohl bei der *Teilnehmenden Beobachtung* wie auch in den Interviews zeigte sich, dass selten jemand imstande war, eine klare Definition des Begriffs Freiraum vorzulegen, wenn auch einige seiner wesentlichen Eigenschaften immer wieder zur Sprache kamen.

Auf einer grundlegenden Ebene, steht allem voran selbstverständlich die Frage, was für die betroffenen Menschen selbst Freiraum überhaupt ist oder sein kann. Meine anfängliche Annahme war, dass Freiraum ein Raum ist, welcher nicht gestaltet und nicht gewidmet ist und keine Funktion hat. Im Zuge meiner Arbeit wurde schnell deutlich, dass mögliche Definitionen weitaus vielfältiger und zum Teil widersprüchlicher sind als gedacht. In den Gesprächen und Interviews zeigte sich das auch, wenn eine Interviewpartnerin etwa meinte, „[...] dass Freiraum für jeden etwas anderes bedeutet“ (Brigitte Vettori, Int.nr. 1, Zeile 32).

Dies bedeutet, dass es eine große Vielfalt an Definitionen zu Freiraum gibt. Gemeinsam haben die unzähligen Definitionen, dass sie erst durch gestalterisches Zutun entstehen, beziehungsweise „[...] dass noch eine individuelle gestalterische Komponente beispielsweise in den öffentlichen Raum gebracht wird und der dadurch dann zu einem Freiraum wird“ (Markus, Int.Nr. 8, Zeile 20).

Das heißt also, dass einerseits ein individuelles sowie andererseits ein kollektives Agieren für jegliche Versuche, gestaltend wirksam zu werden essentiell ist. Intuitiv wird es von meinen InterviewpartnerInnen auch als wesentliches Moment städtischer Freiräume erfasst:

„Mir geht es um Begegnungen mit anderen Menschen, Inspiration und um Entfaltungsmöglichkeiten in diesen Räumen. Der Austausch, der in diesen Räumen stattfindet, ist das interessante“ (Julia, Int.Nr. 4, Zeile 32).

Diese Vorstellungen erinnern auch an Lefebvre der immer wieder die Qualitäten des Urbanen betont, welche gekennzeichnet sind durch soziale Verhältnisse der wechselseitigen Inspiration und des kollektiven Agierens.

Interessant war es für mich auch der Frage nachzugehen, ob Freiräume immer oder nur selten in Zusammenhang mit dem Städtischen thematisiert werden, da doch nach Aussage meines Interviewpartners gerade der spezifisch städtische Kontext mit seinen Freiräumen die Kommunikation und Interaktion fördert. So meinte etwa einer meiner InterviewpartnerInnen:

„[...] Und zwar auf einem engen Raum, deshalb Stadt. Deswegen ist Stadt auch so ein erfolgreiches Modell. Egal, ob das jetzt Wien, Silicon Valley oder eine andere Stadt ist. Es sollte immer im Bewusstsein bleiben, dass Interaktion und Kommunikation stattfinden kann. Solche Orte können auch als eine Art Schmelziegel verstanden werden“ (Markus, Int.Nr. 8, Zeile 57).

Nochmals wird von einem meiner Interviewpartner die Wichtigkeit der Interaktions- sowie Kommunikationsmöglichkeiten hervorgehoben, welche durch ein städtisches Gefüge bedingt bzw. auch durch dieses gefördert werden.

Grundsätzlich wurde der Begriff „Freiraum“ als etwas Positives definiert und wegen seiner Kommunikations- und Interaktionsmöglichkeiten als gemeinschaftsfördernd gesehen.

In starkem Kontrast zum ansonsten allgemein positiven Begriffsbezug steht bei Franz S. die nicht unbegründete Ansicht, dass die Begriffsbildung selbst für den Zustand unserer Gesellschaft entlarvend sei, welcher hierzu sagte: „[...] Wenn man es ziemlich streng nimmt, dann ist der Begriff des Freiraums, ähnlich wie der der Freizeit, stark zu hinterfragen, weil der eigentlich davon ausgeht, dass die anderen Räume, die wir im Leben haben, keine freien Räume oder Zeiten sein dürfen oder sollen. Mit dieser Terminologie sperrt man eigentlich die sogenannte Freiheit in einen bestimmten Raum ein und lässt die anderen Räume als völlig unfrei und unselbstbestimmt durch. Also diese Einteilung der Gesellschaft in verschiedene Bereiche, in zum Beispiel unfreie und freie Räume, ist eigentlich schon sehr verräterisch“ (Franz, Int.nr. 10, Zeile 70). Diese Auseinandersetzung mit dem Begriff „Freiraum“ zeigt die Wichtigkeit auf, ihn gesamt-gesellschaftlich kritisch zu betrachten.

Obwohl es einige Gemeinsamkeiten in der Betrachtungsweise von Freiräumen unter den Befragten gibt, wie etwa der wesentliche Aspekt der Kommunikation, ist die Bandbreite an Definitionsmöglichkeiten doch erheblich. Der Interviewausschnitt zeigt deutlich, dass manche meinen, dass über Fragen der Freiräume nur vor dem Hintergrund der allgegenwärtigen systemischen Zwänge nachgedacht werden kann. So gehen diese Menschen davon aus, dass Freiräume als solche überhaupt nur deshalb existieren und wahrgenommen werden können, weil der ganze übrige Stadtraum ideologisch oder physisch bereits besetzt sei. Dass die Vorstellung von Freiräumen unter diesem Blickwinkel eine eher beunruhigende ist, leuchtet unmittelbar ein. Jedenfalls scheint mir diese Betrachtungsweise eine wertvolle Ergänzung zu Lefebvres Überlegungen.

4.4.2 Vielfalt der Aneignungsformen des Freiraums

Weiter oben wurde bereits beschrieben, was in Bezug auf Aneignungsformen des Freiraums während der Teilnehmenden Beobachtung alles beobachtet wurde, so zum Beispiel das Schaffen von Sitzmöglichkeiten durch das Platzieren von Heuballen beim Kalvarienbergfest oder das Umfunktionieren von Parkbänken für Qigong-Übungen bei der Initiative „Fit & Faul durch den Sommer mit Josef & Josefine“ im Schönbornpark im Sommer 2015.

Einen großen Bestandteil der Daten machen allerdings die Interviews aus. Hierbei kamen in Zusammenhang mit der Aneignung von Freiräumen oft Fragen betreffend Selbstbestimmung, Niederschwelligkeit, Selbstgestaltung, Selbstverwaltung, Verantwortung und Identifikation auf. Beispielsweise sagten meine InterviewpartnerInnen, Aneignung habe in Zusammenhang mit Selbstbestimmung in einem gewissen Sinn damit zu tun, dass man Grenzen auslotet und auch außerhalb dieser Grenzen handle, wie ich zunächst aus einem Expertinneninterview erfahren:

„Und wenn das ist, dass ich meine Decke nehme und sie irgendwo auf einem öffentlichen Platz ausbreite und mich dort hinlege. Ich denke, selbst bestimmen kann man dann, wenn man wahrnimmt, dass man einen Freiraum hat, es braucht also schon viel Bewusstsein dafür“ (Brigitte Vettori, Int.nr.1, Zeile: 77).

Das heißt, ein wesentliches Moment zur Aneignung von Freiraum ist in erster Linie die Bewusstwerdung darüber, dass es einen gibt. Hierbei wird der Begriff „Aneignung“ von meiner Interviewpartnerin vorwiegend positiv gefasst, als Möglichkeit für etwas bzw. um sich etwas zu eigen machen.

Kritisch im Gegensatz dazu beleuchtet die Thematik der Aneignung mein Interviewpartner Franz S., welcher folgender Ansicht ist:

„In Bezug auf Freiräume, soll es keine Vorgaben geben, aber unbestimmte Möglichkeiten. Wie die Menschen sich die aneignen, ist eine andere Frage. Der Eigentumsbegriff sollte auch differenziert betrachtet werden. [...] Es geht auch darum, diese Exklusions- und Inklusionslogik zu diskutieren, und Selbstbestimmung kann nicht heißen, das was es in der bürgerlichen Gesellschaft heißt, jemand verfügt über Privateigentum und kann tun und lassen, was wer will. Das führt nämlich dazu, dass der Großteil der Menschheit ausgeschlossen wird. Das ist eine Kommunikationsform, die die Freiheit nur einigen wenigen lässt. Diese Art der Ermöglichung für die einen, heißt also Verunmöglichung für die anderen“ (Franz, Int.nr. 10, Zeile 33).

Diese Feststellung ist nicht unwesentlich für die ganzheitliche Ausleuchtung des Aneignungsbegriffes. Denn wie auch schon beim „Freiraum“ hat Franz S. hier einen diametral anderen, negativen Begriffsbezug. Dieser ist gut begründet und legt die problematischen Aspekte offen. Denn eine Aneignung kann im Zusammenhang mit städtischen Freiräumen wohl nur dann als geglückt betrachtet werden, wenn sie die ursprüngliche äußere Ordnung von Exklusion und Inklusion, nach innen nicht reproduziert. Diese Gefahr scheint latent und man kann ihr nur mit hinreichendem Problembewusstsein und reflektierter Kommunikation begegnen.

Auch die Raumaneignung im Hinblick auf die Identifikation und Nutzung ist für Franz S. nicht unbedingt vonnöten oder gar problematisch, vielmehr sollte interessieren, ob Menschen Räume temporär in Anspruch nehmen können.

„[...] Zudem müssen sie keine Eigentumstitel haben und sich nicht unmittelbar damit identifizieren. Von Bedeutung ist allerdings, dass diese Räume irgendwas zum Gelingen ihres Lebens beitragen. Das hört sich vielleicht profan an, aber ich glaube, dass diese Zuordnung von Titeln, zum Beispiel ‚aneignen‘, dass das an und für sich schon problematisch ist. Also ich will etwas sein, muss mir aber nichts aneignen. Es reicht, den Raum eine gewisse Zeit zu genießen. Also ich muss mich nicht mit Räumen und Zeiten identifizieren. Es reicht, wenn es mein Dasein bereichert. Sich damit identifizieren heißt immer, dass dies mit einer Distinktion zu tun hat. Und mir geht es ja eigentlich darum, diese Exklusions- und Inklusionslogik in Frage zu stellen. Dieses mir, meiner, mich, und du, deiner, dir, dich in Frage zu stellen. Mir geht es darum, irgendwie in der Gesellschaft Konstellationen zu schaffen, die den Menschen Möglichkeiten geben, sie bereichern und weiterbringen. Das reicht dann auch schon“ (Franz, Int.nr. 10, Zeile 80).

Vielleicht sind es aber gerade die Freiräume, durch deren Schaffung und innerhalb derer, diese Konstellationen, von denen Franz S. spricht, noch am ehesten hervorgebracht und darin neue Verhaltensformen erlernt werden können. Verhaltensformen, die das „mein, meiner, mir, mich“ ein Stück weit hinter sich lassen können.

Ähnlich denkt auch die Expertin Brigitte Vettori, auch wenn sie den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Aneignung und Eigentum nicht in dieser Drastik beschreibt:

„Kinder sind die besten Beispiele dafür sind, sich den Raum anzueignen. Die nehmen halt das, was da ist. Die können das am einfachsten, am schnellsten, würde ich mal sagen. Sobald Erwachsene dabei sind, wird das schwieriger. Die denken, der öffentliche Raum gehört der Stadt. Dass man Teil hat daran, dass muss erst ins Bewusstsein kommen und dann kann man

selbstbestimmt etwas machen. Die Erwachsenen brauchen da schon eher viel Bewusstsein und ein intellektuelles Konzept dafür“ (Brigitte, Int.nr. 1, Zeile 92).

In obigen Kapiteln wurde die Klärung betreffend den Definitionsmöglichkeiten sowie den Aneignungsformen von städtischem Freiraum nachgegangen. Hierfür wurden Ergebnisse aus den Interviews präsentiert und darüber hinaus gehende Überlegungen angestellt. Im folgenden Ergebnisteil werden die unterschiedlichen Aspekte von Freiräumen präsentiert.

4.4.3. Aspekte von Freiräumen

4.4.3.1 *Freiräume als Spielräume*

Ein Freiraum lädt zu Experimenten und zu Entdeckungen ein und, in zeitlicher Hinsicht, zum verweilen. Wenn von Freiräumen als Spielräume die Rede ist, so bedeutet Spielraum auch scheinbar vorgegebene Raumnutzungen und Rauminterpretationen nach eigenem Ermessen abzuändern oder zu erweitern. So sagte einer meiner InterviewpartnerInnen: „[...] Dies ist eher eine subjektive Angelegenheit. Dabei geht es darum, wie es einem gelingt, von vorgegebenen Bedeutungen zu abstrahieren oder wegzugehen und sich Freiräume zu erschließen. Ich denke mir, Freiraum entsteht dort, wo Menschen die Möglichkeit haben, zu experimentieren. Das bedarf ja dieser Voraussetzungen. Auch dass man von den konventionellen Bezügen weggeht und dies unter einem anderen Blickwinkel betrachtet. Es gibt Räume, wo noch Luft dazwischen ist, wo nicht alles passt, wo man selbst nicht passen muss. Vor allem Spiel- und Experimentationsraum ist in diesem Zusammenhang wichtig“ (Severin, Int.nr. 8, Zeile 140).

Diese und ähnliche Freiraumvorstellungen mit einem subjektiv spielerischen Sinn, bei welchen durch Einnahme unkonventioneller Blickwinkel und das Experimentieren, vorgegebene Bedeutungen unterlaufen werden, wurden schon von den Situationisten verwendet, auch wenn dort nicht explizit von Freiräumen die Rede ist. Auch in Lefebvres Arbeiten geht es, neben der vehementen Kritik an allen Formen von Herrschaft, insbesondere um eine Aufwertung der Subjektivität sowie um die Suche nach mehr Autonomie und Kreativität, also um Spielräume für Handelnde.

Ein erstaunlicher Freiraumaspekt, der dem Spielerischen zufällt, ist sein Überraschungspotential. In den Räumen des Alltags haben Überraschungen eher eine negative Konnotation und sollen tunlichst vermieden werden. Von daher kommt dieser Facette von Freiräumen im Hinblick auf ihre Nutzung und Gestaltung eine kaum zu überschätzende

Bedeutung zu. Das umso mehr, als gerade in der Stadt, mit ihrer komplexen Infrastruktur, das Funktionieren wichtig ist und die Vorgänge tendenziell planbar sein sollen. Denn Überraschungen als Ausdruck des Vitalen können zu Störungen werden. Dabei wird es durchaus als angenehm empfunden, wenn diese Routine unterbrochen wird, wie etwa von der Stadtplanerin Lisa S. zu hören:

„Schön ist es, wenn man durch die Stadt spaziert, und Sachen plötzlich aufpoppen, die man noch nie gesehen hat. Und dass der öffentliche Raum den Leuten, die die verrückten Ideen haben, den Platz dafür bietet“ (Lisa, Int.nr. 2, Zeile 80).

Eine Idee für einen konkreten Spielraum im öffentlichen Raum hatte die Expertin Brigitte Vettori. Diese hatte sie im Zusammenhang mit der Frage nach utopischen Vorstellungen bezüglich des öffentlichen Raums:

„Ich stelle mir einen Platz vor, auf dem viele unterschiedliche Schaukeln sind, auf den man schaukeln kann. Für Erwachsene und für Kinder. Es wäre schade, wenn sich nur noch so aufgeklärte Basisgruppen die Räume aneignen. Also von mir aus soll es auch Plätze geben, wo solche, die gerne mit schnellen Autos und Mopeds fahren, sich austoben können. Je nachdem, was die Leute wollen“ (Brigitte Vettori, Int.Nr. 1, Zeile 99).

4.4.3.2 Eigenschaften des Freiraums als konkreter physischer Ort

Auch hier zeigte sich während der teilnehmenden Beobachtung, der informellen Gespräche und der Interviews, dass Freiräume als tatsächlich vorhandene physische Orte wie Parks, Straßen, oder auch sogenannte „Gstetten“ am häufigsten thematisiert wurden. In der Regel wird vorausgesetzt, „[...] dass die Räume nicht ‚indoor‘ sind, d.h. dass sie im Freien sein sollen“ (Johannes Kellner, Int.Nr. 2, Zeile 90).

Was die physische Beschaffenheit anlangt, so sollte laut der Expertin Brigitte V. in Freiräumen unbedingt eine gewisse Infrastruktur vorhanden sein, wie eben auch Sitzmöglichkeiten (z.B. Sitzbänke), Strom, Beschattung, Wasser, Brunnen. Auch sollten sie leicht zugänglich sein und sich idealerweise an frequentierten Gehflächen befinden. Aus dem Expertinneninterview erfahre ich, „dass es oft skurrile Momente und unkonventionelle Architekturen sind, die den Platz [Anm.: im Hinblick auf die Motivation, ihn zu gestalten] attraktiv machen“ (Brigitte Vettori, Int.Nr. 1, Zeile 120).

Eine wesentliche Qualität hat der Raum, wenn er nicht zu stark durch Gesetze reglementiert wird. Zudem soll der Freiraum für unterschiedlichste Nutzungen geeignet sein und es sollen

sich verschiedene NutzerInnengruppen darin aufhalten und wohlfühlen können. Es soll ein Raum sein, der allen gehört und für alle etwas bereithält. Die Expertin führt in diesem Zusammenhang die Initiativen zur Belebung des Dornerplatzes im 17. Wiener Gemeindebezirk als erfolgreiches Beispiel an. Hier wurden gemeinsam mit Architekten Potenziale des Platzes ausgelotet. In diesem Zusammenhang stellte sich die Frage, inwieweit die BewohnerInnen diese Potenziale erkennen und auch nutzen würden, um sie in einem weiteren Schritt freizulegen und für alle zugänglich zu machen.

Freiraum als konkreter physischer Ort am Beispiel der Straße

Die Straße wurde mit sehr ambivalenten Eigenschaften in den Interviews erwähnt: Meinen InterviewpartnerInnen zufolge kann die Straße einerseits als Freiraum, andererseits aber auch nur als funktionierende Infrastruktur erlebt werden, um von A nach B zu kommen. Kritisch betrachtet, lässt sich die Straße also auch als funktionales Element zum Zwecke der Warenzirkulation, des Konsums, der Reproduktion, usw. deuten, kurz als erforderliches Mittel zur kapitalistischen Wertverwertung. Gehsteige, Wege sind eine funktionierende Infrastruktur, aber je nach Betrachtungsweise auch immer potentielle Freiräume. Denn wie Franz meinte: „dieses 'reclaim the streets' kann erst dann verwirklicht werden, wenn die Autos nicht mit 70 km/h durchfahren. Die Straßen können dann auch zum Kommunikationsfeld unterschiedlichster Menschen, FußgängerInnen, Rad- und AutofahrerInnen werden, aber nur wenn sie nicht bloß von A nach B durchrasen. Der Großteil der Ortsveränderungen sind ökonomisch bedingte Zwangsveränderungen, wie es zum Beispiel bei der Südosttangente⁶ in Wien ersichtlich ist. Das ist ja nur so, unter diesen gesellschaftlichen Zuständen. Das sind dann wirklich die großen Fragen der gesellschaftlichen Entwicklung und Veränderung“ (Franz, Int.Nr.: 10, Zeile: 97).

Die Straße kann aber eben auch als Freiraum verstanden werden, wie dies am Beispiel des Flaneurs ausgeführt wurde, dem die Straße als Ort für seine spezifischen Freiraumerlebnisse dient. Ebenso geht der von Guy Debord (1956) verwendete Begriff des „Derive“ implizit von der Potenz städtischer Orte als revolutionäre Prädisposition einer Veränderung der herrschenden Gesellschaftsordnung aus. Doch kann das Freiraumerlebnis auch viel banaler

⁶ Die Autobahn Südosttangente ist eine Stadtautobahn in Wien, die mit fast 18 Kilometern Länge die kürzeste Autobahn, jedoch meistbefahrene Straße Österreichs ist.

ausfallen, wie dies in einem Interview mit einer Radfahrerin zur Sprache kam: „Ich fahre gerne ungezielt mit dem Rad herum und flaniere oft durch die Straßen. Das bedeutet für mich dann Freiheit! Dabei geht es mir dann eher um das Entdecken von neuen interessanten Plätzen und dass ich dort dann auch verweile“ (Julia, Int.Nr 4, Zeile 86).

Freiraum als konkreter physischer Ort am Beispiel des Parks

Am Beispiel des Volksparks lässt sich die historische Ambivalenz und Widersprüchlichkeit solcher Orte aufzeigen: Einerseits werden Parks von meinen InterviewpartnerInnen oftmals als Freiraum empfunden - als Ort zum verweilen, erkunden, träumen, picknicken u.v.m. Aus der Entstehungsgeschichte der Volksparks heraus ist jedoch ersichtlich, dass diese Erholungsflächen auch der kapitalistischen Wertverwertung dienlich sein können und mitunter dafür angelegt wurden: Die Fabriksarbeiter konnten sich in diesen Parks während ihrer knappen Freizeit hinreichend gut erholen, um anschließend in den Fabriken wieder eine erhöhte Arbeitsleistung zu erzielen (vgl. Koszeczký: 2007).

Und wie einer meiner InterviewpartnerInnen meint belegen historische Beispiele auch die Bedeutung von den großen, gestalteten Grünflächen der Stadt als Räume zur freien Entfaltung, die durchaus „[...] auch als emanzipatorisches Potenzial für eine Gesellschaft betrachtet werden können“ (Franz, Int.Nr. 10, Zeile 142).

Einer meiner Gesprächspartner, Franz, ein Journalist und Schriftsteller, nutzt den Park von Schönbrunn regelmäßig für einige Laufrunden. Schlösser wie das Belvedere, seine großflächigen Parkanlagen, der Schlosspark Schönbrunn oder der Augarten – sie alle wurden gegen Ende 18. Jahrhunderts der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, „[...] was ein großes emanzipatorisches Potenzial mit sich bringt. Die Bevölkerung wird weder ausgeschlossen noch muss sie etwas bezahlen, wenn sie hinein möchte. Insofern hat das öffentliche Gut ein emanzipatorisches Potential, also etwas befreiendes, etwas, das nicht einengt, sondern Möglichkeiten schafft“ (Franz, Int.nr. 10, Zeile 159).

In diesem Sinne ist wohl auch die Inschrift auf dem Hauptportal vom Wiener Augarten zu lesen: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungs-Ort von ihrem Schätzer“ (Kaiser Joseph II.).

Freiraum als konkreter physischer Ort am Beispiel des Bildes „verlängertes Wohnzimmer“

In einigen der Interviews tauchte immer wieder die Vorstellung des öffentlichen Raums als „verlängertes Wohnzimmer“ auf, die, bei allen Ambivalenzen des Vergleichs, durchaus auch für meine Forschung von Relevanz ist. Mehrere Attribute dieses privaten Raums, des Wohnzimmers, kommen bei der Beschreibung der Wesensmerkmale des Freiraums immer wieder vor. Da ist zum einen von Behaglichkeit, von funktionslosem Raum die Rede oder bloß von Raum allgemein, also absichtslos, d.h. ohne Kauf- oder Verkaufsabsichten, von Geselligkeit und Kommunikation. Diese befördern die Analogie: „[...] so kann der öffentliche Raum als eigenes Wohnzimmer betrachtet werden. Ich setze mich dort hin, fühle mich wohl, schaue was dort passiert und was ich dort machen kann“ (Brigitte Vettori, Int.Nr. 1, Zeile 160). Zum anderen werden aber auch Gefühle der Verbindlichkeit, des Gestaltungswillens wie auch der Pflege und Verantwortung für diesen Bereich geweckt, etwa, „[...] dass ich mit dem öffentlichen Raum – und das sind Freiräume ja auch – in bestimmter Weise umgehe; also, dass ich keinen Mist mache oder mich um Pflanzen kümmere oder was organisiere, kleine Treffen oder so“ (ebd.).

Nicht uninteressant wäre es, theoretisch der Umkehrung dieses Motivs zu folgen, das Wohnzimmer also als „verlängerte Stadt“ zu betrachten. Immerhin böte es die Möglichkeit, die Dichotomie privat/öffentlich aufzubrechen. Das Private würde in seiner Exklusion durchlässiger und das Öffentliche und Urbane könnten die städtischen Wohnzimmer bereichern. Entscheidend bleibt hier aber die gewollte Zugänglichkeit, wie mehrere InterviewpartnerInnen erfahrungsgemäß berichten, indem etwa Innenhöfe geöffnet, diese dann möbliert, genutzt und bespielt werden könnten. Darüber hinaus, schließt diese Betrachtungsweise einige, für das urbane Zusammenleben zerstörerischen Tendenzen von vornherein aus: Das Bild des „verlängerten Wohnzimmers“ befördert nämlich das Missverständnis, die Sphäre des Öffentlichen wäre eine Art verlängerte Privatsphäre. Nur so ist zu erklären, weshalb immer häufiger Beschwerden über ungebotene Lautstärke, Gerüche, über abweichende Verhaltens- oder Bekleidungsarten und etliche weitere „Ungehörlichkeiten“ zu vernehmen sind.

Freiraum als konkreter physischer Ort am Beispiel der sogenannten „Gstetten“

Als möglicher Freiraum wurden die „Gstetten“ von mir zunächst nicht in Betracht gezogen und daher nicht beforscht, sehr wohl aber wurden diese in einigen informellen Gesprächen und einem Interview erwähnt und genau beschrieben. Als kennzeichnend für den Freiraumcharakter der „Gstetten“, wie man sie in Wien nennt, stellte sich ihre Eigenschaft als ungestaltetes, ungewidmetes Gebiet heraus, das keine Funktion hat und, weil eher in den städtischen Randzonen gelegen, ansonsten auch kaum Interesse auf sich zieht. Sie werden überwiegend als

Orte verstanden, die großen Erholungswert der Reizüberflutungen der dichteren Stadtteile bieten, als Orte der Muße und Inspiration und wegen ihrer Naturwüchsigkeit oft auch als Rückzugsorte, um „[...]der Künstlichkeit der Stadt ein bisschen [zu] entkommen und die Gedanken schweifen lassen zu können“ (Markus, Int.Nr. 4, Zeile 131).

Verlust von Freiraum am Beispiel des Margaretenplatzes im 5. Gemeindebezirk Wiens

Auch der Verlust von Freiräumen wird in ihrer physischen Ausprägung am spürbarsten, wie ein Interviewpartner am Beispiel des Margaretenplatzes im 5. Wiener Gemeindebezirk eindrücklich schildert. Mit Hilfe meines theoretischen Konzepts versuchte ich nachzuvollziehen, wie ein solcher Orte als Freiraum wahrgenommen und gelebt wird und inwiefern er durch Vereinnahmung v.a. von Marktinteressen gefährdet ist. Im Fall des Margaretenplatzes ist ersichtlich, wie zum Beispiel durch die Zunahme von Schanigärten andere Sitzmöglichkeiten, welche nicht an einen Konsumationszwang gebunden sind, verloren gehen.

Am Beispiel des Margaretenplatzes macht Franz S. deutlich, wie innerhalb von einigen Jahren, Freiraum verloren gehen kann. Denn „der Margaretenplatz war einmal frei; die Plätze, wo man sich hinsetzen und herumstreunen kann, nehmen tendenziell ab. In der Zwischenzeit wurde der Platz von Autos umstellt und es haben sich viele Schanigärten hier breitgemacht. Also, Freiraum soll ja ein Raum sein, der frei nutzbar ist, ohne, dass was dafür bezahlt werden muss. Außerdem möchte man sich nicht permanent eingeschränkt und bedrängt fühlen. Da waren früher viele herumstehenden Bänke u.ä. und jetzt ist er zu vierzig Prozent von Schanigärten besetzt, also von kommerziellen Betrieben; dann ist das einfach eine direkte Einschränkung meiner Möglichkeiten, bzw. ich muss sie mir [die Möglichkeiten, Anm.], um sie mir weiterhin ermöglichen zu können, dazu kaufen“ (Franz, Int.nr 10, Zeile 155).

Diese, für den freien Raum so problematische Kommerzialisierung, bekommt noch eine weitere Facette, derer ich mir erst im Gespräch bewusst wurde: das Verschwinden der freien (Aus)Sicht. So sagt Franz S. weiter: [...] da in Zeiten der Gentrifizierung, wo ehemalige Außenbezirke zu Innenbezirken werden, also konkret unser Bezirk [Margareten, Anm.], zumindest bis zur Pilgramgasse, da wird nicht nur der Raum, sondern auch die Sicht besetzt. Durch die Dachaufbauten haben wir weniger Sonne, weniger freien Himmel, und das sind auch Räume, die irgendwie eingeschränkt werden. Das ist etwas, das man hinnimmt, aber nicht selbstverständlich ist. Da spielen ganz einfach konkrete kommerzielle Interessen herein, die auf

dich keine Rücksicht nehmen. Wir haben früher, bevor der Dachaufbau bei unserm Haus gemacht wurde, bis zum Wienerberg gesehen. Das ist jetzt weg. Wir haben früher zwei Meter freien Himmel über uns gehabt, wenn wir zum Fenster hinaussahen, jetzt vielleicht noch 50 cm. Das sind schon Veränderungen, die im Leben stattfinden und schon auch zu hinterfragen sind“ (Franz, Int.Nr 10, Zeile 170).

Im soeben angeführten Beispiel des Margartenplatzes ist die problematische Kommerzialisierung des öffentlichen Raums ersichtlich. Diese „konkreten kommerziellen Interessen“ oft nur weniger Privatakteure, wie Investoren oder Lobbyisten sind jedoch in der Regel gesetzeskonform, wodurch Freiräume, zumeist ohnedies mit schwachem Rechtsanspruch ausgestattet, weiter unter Druck geraten. Sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften des Freiraums wie Geruchseindrücke, Akustik, oder freie Sicht (Himmel) haben in der von kommerziellen Interessen getragenen Stadtplanung so gut wie keine Bedeutung, weil sie keinen verwertbaren Mehrwert darstellen.

4.4.3.3 Gestaltung von Freiraum als gesellschaftlich wirksamer Akt

Physische und ideelle Aspekte der Freiräume wurden bereits diskutiert. Beide tragen das Potenzial in sich, gesellschaftliche Relevanz zu bekommen, also als künstlerische Auseinandersetzung mit dem Raum, über den individuellen, subjektiven Rahmen hinaus wirksam zu werden. Den Situationisten (1957) war die zunächst ideelle Veränderung der Stadt Ausgangspunkt und Bedingung gleichzeitig für die grundlegenden realen Umwälzungen, die aus ihrer Sicht anstünden. Ähnlich, wurde in einem Interview festgestellt, dass „[...] diese Bedeutungstransformation wichtig ist, das ist etwas, das in mir stattfindet, also etwas endogenes. Und das kann dann was nach sich ziehen, eventuell eben auch eine Manifestation dieser geänderten Bedeutung und kann den tatsächlichen, also physischen Freiraum gestalten. Allerdings ist diese erste Möglichkeit, einen Freiraum zu schaffen in seiner eigenen Wahrnehmung, noch nicht ein gesellschaftlich wirksamer Akt. Eine Spinnerei oder Träumerei; das [Anm.: ein gesellschaftlich wirksamer Akt] wird es erst dann, wenn sich mehrere dieser Art der Wahrnehmung befleißigen oder wenn dann derjenige, aufgrund der geänderten Sichtweise gezielt den städtischen Raum umgestaltet“ (Severin, Int.Nr. 5, Zeile 174).

Ein anderer Interviewpartner sieht auch den Eingriff, die Intervention in den physischen Raum als bedeutsam für gesellschaftliche Breitenwirkung, wenn er meint, „[...] dass es wichtig ist, mit Initiativen quasi die Hemmschwelle zu überwinden oder Ideen zu liefern wie man öffentlichen Raum auch nutzbar machen kann. Dass man gemeinschaftliche Flächen für

Aktionen einfach auch nutzt und damit auch Beispiele gibt, damit die Hemmschwelle bricht, dass man es ein bisschen in die Köpfe aller reinkriegt, dass der Raum für alle da ist. Ich glaube, dass es auch noch ein Tabu ist, ob man sich den Raum nehmen darf, wenn er allen gehört“ (Markus, Int.Nr. 8, Zeile 180).

Allerdings streichen diese Zugänge, im Lefebvre'schen Sinn, die Bedeutung der Räume der Repräsentation (vgl. Lefebvre) als die eigentlich wichtigen heraus, wenn es um die Gestaltbarkeit der Räume im Sinne einer gesellschaftlichen Wirkung geht.

4.4.3.4 Gestaltung von Freiräumen und ihre politische Dimension

In Zusammenhang mit Freiräumen werden oft - wie schon erwähnt - politische Anliegen formuliert, so z.B. im Falle des Vereins *Space & Place* und dessen Mitbegründerin Brigitte Vettori sowie auf Johannes Kellner, ein Vertreter der *Grätzlose*.

Vor allem in den Gesprächen mit ersterer wurde das Themenfeld Freiraum im politischen Kontext dargestellt. Vettori ist der Ansicht, dass den aktiven GestalterInnen des öffentlichen Freiraums („GrätzlbeleberInnen“) mehr Wertschätzung, etwa in Form von Geldzuwendungen, zukommen müsste. Eine Möglichkeit dafür sieht sie im bedingungslosen Grundeinkommen, welches die Kreativität befeuern würde. In diesem Sinn meint sie: „Die ständige Sorge ums Einkommen engt ein, es ist kaum Freiraum zum Denken und gestalten da. Es sollte eine Art von finanzieller Absicherung geben, damit die Leute kreativer werden“ (Brigitte, Int.nr. 1, Zeile 186). Ein bedingungsloses Einkommen sei der erste Schritt hin zu einer freien Gesellschaft, da es „[...] die Zeiträume der Leute freistellt, die dann auch freie Räume in der Stadt öffnen“ (ebd.).

Wichtig, meint sie, sei der permanente Austausch zwischen Politik, Zivilgesellschaft und Wirtschaft: der dürfe nicht abreißen. Es müsse, bei aller Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit der unterschiedlichen Interessen, immer die Möglichkeit bleiben, Freiräume auszuhandeln.

Das Wesentliche an den *Grätzlosen*-Initiativen sei, so der Experte Johannes Kellner, dass sie dem individuellen Bedürfnis nach Gestaltung der Lebenswelt nachkommen und so das Gemeinwohl fördern helfen. Voraussetzung sei daher, dass ihre Aktionen öffentlichen Charakter haben:

„Mit unserer Schnittstelle versuchen wir, dem Engagement und den Bedürfnissen der AgentInnen einen Raum zu bieten, aber Voraussetzung ist, dass diese Aktionen keine Privatangelegenheiten sind. Wenn jemand ein Festl für sich und seine Freunde machen will,

dann ist das nicht das richtige bei uns. Was wir wollen, soll ein offener Raum sein, einer der offen ist für andere. Es geht vielleicht um das räumliche Möglichmachen von verschiedenen Ideen, dass man einfach eine Struktur in einem öffentlichen Raum so schafft, dass andere Funktionen daran andocken können. Weil die kleinteiligen Freiräume bieten einem ganz andere Möglichkeiten, auf Ideen zu kommen. Ich glaube, das ist bei einer betonierten Fläche schwieriger als bei einem anders ausdifferenzierten Raum“ (Johannes Kellner, Int.nr 2: Zeile 192).

Erwähnenswert ist nach ihm die Eventreihe „Reich & Schön“ des Vereins *Space & Place* am Dornerplatz im 17. Wiener Gemeindebezirk im Sommer 2016, da sie bei BewohnerInnen und BesucherInnen einen bleibenden Eindruck hinterließ. Ziel der Veranstaltung sei es gemäß ihrem Titel, den Raum in seiner Vielfalt und seinem Facettenreichtum erlebbar zu machen sowie in seiner Schönheit, die man weniger plakativ verstehen als in dessen harmonischen Nutzungsverhältnissen sehen solle. Die soziale Durchmischung hierbei sei den Veranstaltern nicht nur Anliegen, sondern überhaupt Bedingung einer lebenswerten und aktiven Stadt gewesen. So waren am Dornerplatz Menschen aller Altersstufen und Provenienz beteiligt; denn „unser Konzept war es, unterschiedlichste Menschen auf und rund um den Dornerplatz zusammen zu bringen. Dafür haben wir einen Königsstuhl aufgestellt, der wirklich alle Gruppen verbunden hat. Wir wollten damit aufrufen, dass die Menschen, die herkommen, den Platz als eigenes Wohnzimmer sehen und haben zum Beispiel Teppiche aufgelegt. Jedenfalls ist bei diesen Festen die Konsumfreiheit ein großes Thema, weil es uns wichtig ist, sich die Frage zu stellen, was man selber einbringt. Bei unseren Festen gab es z.B. nie eine Moderation, das haben die Besucher dann immer selbst übernommen. Das hat natürlich auch wieder die Eigeninitiative von ihnen gestärkt“ (21.3.17, Int.nr. 1, Zeile 195).

Erstaunlich dabei ist, dass es oft nur eben diesen freigestellten Raum braucht, an und in welchem sich dann Kommunikation entfacht. Es sei, als ob der übrige, der alltägliche Stadtraum, eine spezifische Qualität des Miteinanders beständig unterdrücken würde. Es würden in dieser Atmosphäre des Freiraums auch Ressentiments und Feindseligkeiten wie von selbst gemildert oder zum Verschwinden gebracht, wie im Interview mit Brigitte Vettori geschildert wurde: „Bei den verschiedenen von uns initiierten Aktionen sind immer auch Schaulustige dabei. Die schauen und nehmen auch was mit. Mit denen kann man auch reden. Und dann gibt es auch Fragen, was die da tun. Interessant war es zu sehen, wie viele dann da stehen und interessiert zuschauen. Da war zum Beispiel ein Obdachloser, der sich bei uns beim

Picknick was zu essen nehmen wollte. Aber er hat sich nicht so richtig getraut. Und ich habe gesagt, er kann da schon was nehmen. Und er hat dann gefragt, was das ist. Ich habe dann gesagt, dass die syrische Speise eigentlich die Beste ist. Und der hat so die Nase gerümpft und so gesagt, ‘na, des ausländische Zeugs‘. Er hat dann doch probiert und es hat ihm ganz gut geschmeckt. Er ist dann länger sitzen geblieben und hat sich an Gesprächen beteiligt. So etwas ist immer gut, um Vorurteile abzubauen oder auch um den Horizont zu erweitern“ (Brigitte, Int.nr. 1, Zeile 202).

Die Beispiele sollen verdeutlichen, dass gelingende Kommunikation und Räume, die eine solche Kommunikation ermöglichen, unabdingbar für die Stadtkultur sind, da das Politische, wie Arendt meint, dem Urbanen zu Grunde liegt oder sein Wesen ist. Ganz sicher spielen hier Freiräume aller Art die entscheidende Rolle, wenn davon ausgegangen wird, dass sich Politik (zu: *pólis* = Stadt) nicht auf Parlament und Wahlrecht beschränkt. Doch Vettori meinte auch: „[...] ich sehe momentan, dass es insgesamt zu wenig Gespräche gibt zwischen Menschen, generell. Und um diese Verantwortung bemühe ich mich. Ich fühle mich dafür verantwortlich, dass sich Menschen mehr austauschen, da dann weniger Ängste da sein werden, sobald sie mehr voneinander wissen. Es wäre eben schön, wenn Menschen unterschiedlichster Schichten, Herkunft, unterschiedlicher Einstellungen u.ä. sich austauschen. Und deshalb initiieren wir viele Projekte, bei denen sich unterschiedliche Menschen kennenlernen, was miteinander machen und das ganz niederschwellig“ (Brigitte, Int.nr. 1, Zeile 230).

Also zeigt sich, dass es für solche Initiativen und für die Gestaltung von Freiräumen ganz generell hilfreich ist, sich über die herrschenden sozioökonomischen sowie politischen Paradigmen in Zusammenhang mit dem öffentlichen Raum im Klaren zu sein, etwa im Hinblick auf die Relation von Straßenverkehr, der sich relativ viel Stadtraum einverleibt, zu Flächen freier Nutzung. Vor allem hinsichtlich der Freiraumgestaltung im Sinne einer Stadtentwicklung von unten (bottom-up-Strategie) ist diese Sichtweise relevant. Diese Stellungnahmen von Vettori (ebd.) wurden dann von ihr auf den Punkt gebracht, indem sie sagte: „Der öffentliche Raum soll mehr Interaktion ermöglichen. Diese ist wichtig, wo im städtischen Kontext viele Leute zusammen kommen, wo viele neue Ideen geboren werden, dann ist das ein Schmelztiegel, welcher ein großes Potenzial birgt. Das ist ein Faktor in der Gesellschaft, den man vielleicht noch mehr wertschätzen muss. Und über die Gestaltung kann man meiner Meinung nach viel Positives bewegen. Es ist nicht nur eine Kritik, sondern es ist auch ein Ansatz von unten, es

geht von den Bewohnern aus und überlässt es nicht der Stadtregierung. Dabei sollte es ein öffentliches Interesse der Stadt geben, Räume zu schaffen, in denen sich die Individuen treffen und sich austauschen können“ (Brigitte, Int.Nr. 1, Zeile 144).

Johannes Kellner vom Initiativprogramm *Grätzloase* der *Agenda21* versuchte auch, den Begriff „Freiraum“ in seinem soziokulturellen und politischen Gehalt zu fassen und vermied bewusst jede Definition des öffentlichen Raums im rein rechtlichen Sinne.

Die Initiative gestaltet aber auch Räume, die im klassischen Sinn dann gar keine öffentlichen Räume sind, etwa den Parkplatz eines Diskonters. Der Stadtraum soll dabei als Freiraum belebt werden, um alternative Nutzungsformen den etablierten Nutzungsformen entgegenzustellen. So soll beim einzelnen Akteur das Bewusstsein für die Gestaltbarkeit der Stadträume geweckt werden - „das sind Versuche, ohne viel Bürokratie etwas zu tun! Die Menschen brauchen das, dass sie sehen, dass sie ihr 'Grätzl' tatsächlich gestalten und verändern können.“ (Johannes, Int.Nr.: 2, Zeile: 170).

Zudem ist bei der *Grätzloase* die pragmatische Aushandlung zwischen den unterschiedlichen NutzerInnen wichtig. Dahinter steht eine Vision, die - so Johannes K. (ebd.) - „[...] vielleicht etwas abstrakt ist: Es soll einen Perspektivenwechsel geben, weg von diesen monofunktionalen Nutzungen, hin zu Räumen, die für die Menschen da sind und für ihre Bedürfnisse. Egal, ob das Kinder sind, die spielen, ob das Menschen sind, die sich einfach hinaussetzen wollen [...]“ (Johannes, Int.Nr. 2, Zeile 155).

Abgesehen vom Ort der Aushandlung ist für den Freiraum noch ein weiteres demokratisches Element bedeutsam, nämlich seine Sichtbarkeit als Raum und die seiner NutzerInnen. So kann auch intuitiv erfasst werden, wer hier alles lebt und was somit möglich ist. Johannes Kellner meinte dazu: „Und diese Sichtbarkeit ist auf jeden Fall eine Qualität von diesem Raum, deshalb ist es wichtig, alles vielfältiger werden zu lassen. Ich persönlich denke auch an schöner gestaltete Räume, mehr Begrünungen, weniger Verkehr, so dass man gerne auch draußen ist. Aber wichtig im Sinne der Vision ist wirklich dieser Raum, der eingeht, wo es möglich ist, den im Rahmen eigener Bedürfnisse mit anderen zu nutzen“ (Johannes Kellner, Int.Nr. 2, Zeile 170).

4.4.3.5 Freiraum in Bezug auf Funktionen

Im Zuge der Gespräche wurde wiederholt die Unzweckmäßigkeit von Freiräumen als eines seiner Wesensmerkmale beschrieben. Je weniger Funktion dem Raum zugeschrieben ist, desto

erher kann er als Ort der Ermöglichungen begriffen werden. So meinte Franz S.: „Dass sie keine Funktionen vorgeben, aber auf der anderen Seite verschiedene Funktionsmöglichkeiten zulassen. Also, dass sie auf der einen Seite unfunktionell und auf der anderen Seite multifunktionell sind“ (Franz, Int.Nr. 10, Zeile 160).

So wurde etwa im 5. Wiener Gemeindebezirk „[...] bei der U4-Station Pilgramgasse ein kleiner, physischer Freiraum zur Verfügung gestellt,“ der beim Eindachen eines U-Bahnstreckenstücks gewissermaßen abfiel, der „[...] allerdings meiner Ansicht nach sowieso nicht kommerziell nutzbar wäre“ (ebd. 178), wie Franz S. bermerkte.

Solche nicht nutzbaren Stadträume sind für Freiraumnutzungen prädestiniert, da sie einerseits als Nebenprodukt anderer, funktionaler Eingriffe in die Infrastruktur der Stadt entstehen und damit sowieso für kommerzielle Nutzungen kaum interessant sind und andererseits, aufgrund ihrer fehlenden Zweckgebundenheit den Gestaltungsinteressen der BewohnerInnen offenstehen. Aber nicht nur dysfunktionalen Räumen kommt hier Bedeutung zu, sondern die den Freiräumen zugrundeliegende Ressource des möglichen Umnutzens und Umfunktionierens. Franz S. bringt diese Einschätzung auf den Punkt, wenn er sagt: „In Bezug auf Freiräume soll es keine Vorgaben, aber unbestimmte Möglichkeiten geben“ (ebd.: 174).

Auch, wenn es nicht unmittelbar augenscheinlich ist, so hat sich die kapitalistische Verwertungssphäre im Städtischen in den letzten Jahren immer mehr verdichtet und ist raumgreifend. Kaum etwas, das nicht direkt oder indirekt daran teilhat. So hat sich diese eine abstrakte Funktion des physischen Raumes, die Wertverwertung, in seine unterschiedlichen Plätze eingeschrieben, wie Johannes K. meint: „[...] Diesen Raum bezeichne ich als kassierten Raum, als Raum, der einkassiert wird. Wenn man ihn haben will, zum Beispiel wenn man auf gewissen Plätzen was trinken möchte, dann muss man selbst in die Kasse greifen, um den kassierten Platz wieder einzulösen.“ Dabei wären „[...] die geschäftlichen Interessen dahinter doppelt: Da gibt es sowohl die geschäftlichen Interessen von jenen, die die Lokale betreiben, als auch die Interessen einer spezifischen Öffentlichkeit, also der Gemeinde Wien, der diese Grundstücke gehören und die dann dafür kassieren, weil zum Beispiel der jeweilige Eventraum auf öffentlichem Platz der Gemeinde Wien steht“ (ebd.: 188).

Dennoch mag es bisweilen gelingen, den umgebenden Raum wenigstens zeitweilig umzudeuten und ihm so ganz neue, andere Funktionen zuzuschreiben (wie bereits im Kapitel über unterschiedliche „Arten der Raumeignung“ ausgeführt), was am Beispiel der Straße bereits

veranschaulicht wurde: Sie ist dem Wirtschaftsverkehr, dem Gütertransfer und der Warenzirkulation dienlich und somit letztendes auch der Wertverwertung, wie sie den kapitalistischen Gesellschaften zu eigen ist; jedoch kann sie auch einem Flaneur sein Freiraumerlebnis ermöglichen oder den Jugendlichen ihre *location* für einen *flashmob* sein.

Auch beim Parkourlaufen steht die gedanklich-ideelle Aneignung der Straße bzw. Infrastruktur im Vordergrund; ja, sie ist dabei unerlässlich, wie es ein Interviewpartner schildert: „Ich habe schon ein paamal bei ein paar Parkour-Streifzügen gespürt, wie sich das anfühlt, über Konventionen hinweg zu springen [...] nur einen Weg von A nach B zu gehen. Parkour ist auf jeden Fall eine interessante Art von Aneignung. Ich finde, das ist ein viel natürlicherer Zugang, wenn man das Potenzial in verschiedenen Strukturen wahrnimmt, als wenn man die ganze Zeit auf einer flachen Ebene unterwegs ist und nicht mit ihr interagiert“ (Markus, Int.Nr. 8, Zeile 140).

Insgesamt belegen die Interviews meine Annahme, dass sich die Rezeption von Freiräumen im Wesentlichen darin unterscheidet, dass sie entweder physisch-stofflich oder gedanklich-ideell interpretiert werden. In ersterer Betrachtungsweise sind Freiräume idealerweise auch frei von Funktionen, die den physischen Raum beeinträchtigen (Absperrungen, Schanigärten etc.), während letztere die gegebenen Funktionen kurzerhand umdeutet, um so einen „funktionierenden“ Freiraum zu erschaffen. Weil uns aber Raumfunktionen verstofflicht oder vergedanklicht gegenüberstehen, bedingen die beiden Sichtweisen einander und müssen für ein ganzheitliches Verständnis immer zusammenhängend gedacht werden: In erster Lesart ist etwa eine Mauer physischer Ausdruck abstrakter Ideen (Eigentum, Abschottung, Angst etc.). Anders lässt sich in zweiter Lesart eine Mauer lediglich in ihrer schlichten Materialität erfassen, um sie so für eigene Vorstellungen und Ideen zu nützen (Graffiti, Parkour, Tennis, Sitzgelegenheit etc.).

4.4.3.6 Freiraum als Ort der Aushandlung

Da der öffentliche Raum durch vielerlei Gesetze reglementiert ist und die Ansprechpartner für Bedürfnisse von BewohnerInnen für seine eher abstrakten Ordnungsinstanzen nur schwer zu erreichen sind, spielen bei der Gestaltung von Freiräumen die unterschiedlichen Aushandlungsmöglichkeiten eine essentielle Rolle. Im Sinne des emanzipativen Umgangs mit den Stadträumen ist es nämlich unumgänglich, dass die Handlungs- und Verhandlungsmächtigkeit an die Akteure zurückgegeben wird, denn die Stadt ist ein „[...] Ort, an dem verschiedene Interessen aufeinander treffen und an dem es somit immer um ein

Ausverhandeln geht. Der städtische Freiraum ist nie ein unstrukturierter Ort, sondern immer schon durch vorhandene Strukturierungen oder Ausverhandlungen beschrieben. Auch im städtischen Freiraum gäbe es demnach keine noch nicht determinierten Räume“ (Markus, Int.nr.8, Zeile 120).

Im Gegensatz zu starren, abstrakten Geboten anonymer Gesetzgeber, die den öffentlichen Raum limitieren, ist Markus B. der Ansicht, „[...] dass es einen Freiraum ausmacht, dass es eine Basisstruktur oder eine ausverhandelte Struktur gibt, die aber dennoch im Prozess begriffen ist“ (ebd. 168).

Wichtig, so die Expertin Brigitte Vettori, sind „[...] Verhandlungsräume, also Räume, in denen man sich begegnet und wo Austausch stattfindet“. Freiräume wären, im anarchischen (= frei von Herrschaft) Verständnis, so dringend notwendig, um die Modi des direkten Interessenausgleichs erlernen und praktizieren zu können. Darum sind auch die Initiatoren der *Grätzloase* bemüht, umso mehr, als sie den Eindruck haben, „[...] dass der städtische Freiraum ein sehr reglementierter ist, in dem es vorgeschriebene Nutzungsformen gibt und unglaublich viel [Anm.: restriktiver] Raum der Mobilität gewidmet wird“ (Johannes Kellner, Int.Nr. 2, Zeile 140).

Abgesehen von diesen Einschränkungen, die sich schlicht aus der bestehenden Stadtinfrastruktur ergeben (etwa Verkehr) „[...] gibt es auch eine Fülle von bürokratischen, rechtlichen Reglementierungen und die sind in einer verwalteten Stadt mannigfaltig. Wir wollen da eine Erleichterung reinbringen und Bewusstsein schaffen, dass man auch was anderes tun kann, also einen Raum im Kopf aufmachen“ (ebd. 152). Auf diese Weise versucht die *Grätzloase* auch dort noch Verhandlungsmöglichkeiten zu schaffen, wo eingefahrene Anschauungen über Nutzungsbedingungen der Stadträume abweichende Nutzungsformen schon kaum mehr zulassen.

4.4.3.7 Die symbolische Funktion - Freiraum als subjektive Konstruktionsleistung und durch Bedeutungsverschiebung

Was in Zusammenhang mit den Funktionen des Raums schon gesagt wurde, gilt auch hier uneingeschränkt: Das Wahrnehmen von Räumen ist zwar eine gewohnheitsmäßige, konditionierte, aber dennoch subjektive Konstruktionsleistung. So kann durch die Verschiebung von Bedeutungen, indem der symbolische Gehalt der „Räume der Repräsentation“ (vgl. Lefebvre 1974), bewusst oder unbewusst anders und neu dechiffriert wird, ein zunächst subjektiver Freiraum geschaffen werden. Allerdings kann diese Verschiebung, eine breitere

Rezeption vorausgesetzt, allmählich objektiven Charakter annehmen, wenn Vorstellungen von nicht-entfremdeten oder künstlerischen Raumwahrnehmungen in die alltäglichen „Räume der Praxis“ (vgl. Lefebvre ebd.) übergehen, jener Sphäre, in der jegliche gesellschaftliche Veränderung ansetzen muss. Demnach ist jeder Versuch, den Stadtraum eigenständig und eigensinnig zu interpretieren, jedenfalls ein emanzipativer, seinem Potential nach, vielleicht ein revolutionärer Akt. Entscheidend wäre „[...] der Perspektivenwechsel: Ich versuche über Begriffe wie Öffentlichkeit, Freiheit anders zu denken. Ob meine Freiheit wirklich beschränkt ist oder ob ich sie mir selbst beschränke, weil ich zum Beispiel nicht weiter kreativ darüber nachdenke“ (Lukas, Int.nr. 6, Zeile 180).

Ähnlich lauten die Vorstellungen eines anderen Gesprächspartners: „Freiraum bedeutet, sich Zeit für den vorgefundenen Raum herauszunehmen und den Raum anders zu nutzen oder auch anders zu interpretieren, als das was vorgegeben ist. Also das ist dann eher subjektiv, wie es einem gelingt, von diesen vorgegebenen Bedeutungen zu abstrahieren oder wegzugehen [...] und das unter einem anderen Blickwinkel betrachtet“ (Severin, Int.Nr. 5, Zeile 141).

So wird der Freiraum, je nach Sichtweise, als Raum verstanden, der durch diesen „Perspektivenwechsel“ in Erscheinung tritt (siehe vorangegangene Interviewausschnitte) oder aber als einer, der diesen Perspektivenwechsel durch sein Vorhandensein und seine spezifische Gestalt überhaupt erst anregt: „Ich denke mir, dass Freiraum schon auch was damit zu tun hat, dass von Menschen noch irgendwas in den Raum gebracht wird, zum Beispiel eine neue Idee oder eine alternative Sichtweise, ja oder dass der Raum noch irgendwie gestaltet wird“ (Julia, Int.nr. 4, Zeile 147).

Diese Ambivalenz in der Wahrnehmung und Wirkung von Freiräumen taucht immer wieder auf und ist geradezu signifikant für zwei ganz unterschiedliche Sichtweisen der BewohnerInnen auf ihre Stadt: Die eine erfasst und interpretiert den Stadtraum subjektiv und eigenständig, die andere dagegen nimmt seine allgemeinen Eigenschaften wahr in dem sie ihn objektiviert.

4.4.3.7 Freiräume als (nutzungsoffene) Möglichkeitsräume

Eine grundsätzliche Aussage über die Nutzungsaspekte wurde treffend von Franz S. formuliert: nämlich, „[...] dass beim Erschließen von Freiräumen die Aufgabe darin besteht, auszubrechen. Das bedeutet, die Räume zu nutzen und nicht von den Räumen benutzt zu werden“. Denn anders als bei seiner (zugeschriebenen) Funktion ist die (tatsächliche) Nutzung eines Raumes a priori subjektbezogen. Ein funktionsloser Raum kann dennoch genutzt werden (wie oben beschrieben), aber auch umgekehrt: ein funktionaler Raum muss nicht zwangsläufig eine

(entsprechende) Benützung aufweisen. Im Unterschied zur Aneignung wird der Raum aber durch die Nutzung nicht in Frage gestellt oder verändert. Es geht, wie erwähnt, um „[...] den realen Gebrauch eines Ortes“ (Herlyn et al. 2003: 28).

Da die Freiräume ihrem Wesen nach nutzungsoffene Räume sind, ist ihre Benutzbarkeit vorrangig in ihrer Ermöglichungsform zu finden. Von der Stadtplanerin Lisa S. wurde das aber relativiert, da ihrer Ansicht nach bestimmte Nutzungsvorgaben nötig wären: Unter „nutzungsoffenen Räumen“ versteht sie „Flächen, die nicht vordefiniert sind, und wo sich noch etwas entwickeln kann. Es kommt darauf an, verschiedene Qualitäten bereit zu stellen wie zum Beispiel Sitzmobiliar oder Vegetation. Und dies, so denke ich, sei die Schwierigkeit, dass eben nichts vordefiniert wird“ (Lisa, Int.Nr. 3, Zeile 151).

Als beispielhaft nennt sie die Seestadt Aspern. Dieses Viertel von Wien wurde im Rahmen eines Masterplans mehr oder weniger auf einer grünen Wiese geplant, wobei hier sehr viel Freiraum bestimmt wurde: „Die Stadtgestaltung hat u.a. Ermöglichungsflächen für die BewohnerInnen der Seestadt zur Verfügung gestellt, die noch sehr gering ausgestaltet sind. Dort gibt es zum Beispiel eine sandgebundene Fläche und einen Streifen entlang der Straße, und da sagt man dann explizit, in diesem Streifen kann was gemacht werden, aber was das ist, das sollen sich die BewohnerInnen der Seestadt aussuchen können. Ob das dann eine Poolbahn, ein Gemüsegarten oder was ganz anderes wird, entscheiden und entwickeln die Menschen vor Ort dann gemeinsam“ (ebd. 160).

Mithilfe des „Grätzlmanagements Aspern, ein innovatives Stadtteilarbeitsprojekt, in welches unterschiedliche Akteure involviert sind, werden die Nutzungswünsche mit den Nutzungsmöglichkeiten laufend abgeglichen, sodass „[...] sich dann langsam alles entwickeln soll. So dass da früher oder später etwas entsteht, was sie sich ausgesucht haben. Dies bedeutet aber auch, dass es dann irgendwann nach ca. fünf Jahren gestaltet ist. Weil es dann umgesetzt und fix ist“ (ebd. 179.). Dieses Vorgehen entspricht aber eher dem Wesen einer (begleiteten) Aneignung und nur zeitweilig jenem einer Nutzung, da, der Raum durch dessen Nutzung nicht verändert wird (siehe auch Herlyn et al. 2003 zu diesem Phänomen).

Es zeigt sich aber, dass nicht nur Raumplaner, sondern auch Nutzer wie Markus B., ein Jugendarbeiter und Parkourausübender, der Ansicht sind, „[...] dass es die Aneignung leichter macht, wenn schon irgendeine Art von Nutzung da ist. Also ich stelle mir jetzt eine frei

gehaltene Fläche vor. Der erste, der da was macht, braucht wahrscheinlich viel Courage. Danach sind die Schwellen vielleicht nicht mehr so hoch“ (Markus, Int.Nr. 8, Zeile 178).

Allerdings sieht Markus B. mögliche Nutzungsanreize mehr als Resultat spontaner, selbstorganisierender Prozesse, denn als von vornherein geplante Hilfestellungen.

Anders der Ansatz der *Grätzloase*, der eher dem vorgestellten Nutzungsgedanken entspricht, wie Johannes K. expliziert: „Wir schreiben da nichts vor, wir wünschen uns eine kreative, neue oder alternative Nutzung. Das ist so zu verstehen, dass eben andere Nutzungsformen interessant sind. [...] Unser Programm ist eher ein Ermöglicher und ein Labor, um neues ausprobieren zu können, es soll interaktive Nutzungsformen fördern und es soll Möglichkeiten geben, sich austauschen zu können“ (Johannes, Int.Nr. 2, Zeile 166).

Neben eher vagen Angaben zur bevorzugten Materialität solcher Nutzungsräume wird eine Interviewpartnerin konkreter: „Freiräume betrachte ich als Orte, die ich nicht so kenne, die eigentlich auch nicht dazu da sind, dass sie eine Funktion haben, sondern dass es Orte sind, die schön und interessant sind und die zum Entdecken einladen und die man individuell nutzen kann“ (Julia, Int.Nr. 4, Zeile 177).

Dass aber Nutzung und Nutzen von Freiräumen gar nicht unbedingt zusammenfallen müssen, eröffnete mir einen interessanten, gänzlich neuen Zugang. Dieser Zugang zielt jedoch explizit auf gedanklich-ideelle Facetten von Freiräumen ab und interpretiert Freiräume weniger unter dem Aspekt ihrer Ermöglichungen als vielmehr unter jenem ihrer bloßen Möglichkeiten, sodass diese Räume erst dort beginnen, wo sie noch gar nicht genutzt werden: „Es geht nur darum, uns eine Möglichkeit vor Augen zu führen oder vielleicht, die Möglichkeit als Möglichkeit zu belassen, ohne sie ergreifen zu müssen. Vielleicht ist das auch eine wichtige Bedeutung von Freiraum, ohne ihn jetzt tatsächlich zu nutzen, also, dass er das Mögliche, das Kontingente beinhaltet. So kann er auch eine Leerstelle innerhalb einer von Bedeutung und tatsächlicher materieller Substanz zugepflasterten städtischen Umgebung sein“ (Severin, Int.Nr. 5, Zeile 189).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Freiräume als nutzungsoffene Möglichkeitsräume kaum als solche vorfindbar sind. Vielmehr kann seitens der Nutzer nur auf dem Weg des Ausverhandelns erreicht werden, Möglichkeiten zur (meist temporären) Nutzung in die Hand zu bekommen, wollen sie nicht den Weg der direkten, aber oft rechtswidrigen Aneignung gehen.

4.4.4 Dialektik des Raums

In den Gesprächen mit meinen InterviewpartnerInnen hat sich eine gewisse Bandbreite an unterschiedlichen Anschauungen zu den jeweiligen Fragestellungen ergeben. Ich habe im Folgenden den Versuch unternommen (siehe w.u.), aus dieser Bandbreite mittels Induktion dichotome Kategorien herauszubilden, um auf diese Weise zu veranschaulichen, zwischen welchen Polen die Eigenschaften der städtischen Freiräume im aktuellen Diskurs oszillieren. So können die resultierenden Spannungsfelder zwischen den jeweiligen Gegensatzpaaren verständlich machen, wo Freiräume innerhalb dieses Diskurses verortet werden, aber auch wo Auffassungsunterschiede und Kontroversen bestehen oder zu erwarten sind. Denn oft haben sowohl Verwaltungsbehörden als auch AkteurInnen nur einseitige Vorstellungen von der Thematik, da sie die jeweiligen Antonyme nicht mitdenken und ihnen daher nicht das gleitende Kontinuum des Freiraum-Begriffs plausibel scheint. Das wäre jedenfalls eine gute Diskussionsgrundlage für alle Beteiligten.

4.4.4.1 Das Spannungsfeld *frei von/frei zu*

Die Frage nach Freiräumen berührt unmittelbar auch jene nach dem Freiheitsbegriff selbst. Darum war es bei den Interviews hilfreich, diesen immer mitzureflektieren. Es zeigte sich dabei, dass auch Freiräume grundsätzlich nach zwei unterschiedlichen Freiheitserfahrungen beurteilt werden: „Freiheit von“ und „Freiheit zu“. Erstere betrifft sowohl die äußeren Limitierungen (Verkehr, Lärm, Verhaltensregeln, Marktinteressen, rechtliche Beschränkungen) als auch die inneren Limitierungen der AkteurInnen selbst (diverse Konzepte, Ängste, Normierungen). In diesem Sinne könne etwa „dieses 'reclaim the streets' erst dann verwirklicht werden, wenn die Autos nicht mit 70 km/h durchfahren.“ (Franz, Int.Nr. 10, Zeile 97).

Betreffend innere Beschränkungen, wurde etwa folgendes bemerkt: „Der erste, der da was macht, braucht wahrscheinlich viel Courage. Danach sind die Schwellen vielleicht nicht mehr so hoch“ (Markus, Int.Nr. 8, Zeile 178).

Hingegen zielt die „Freiheit zu“ auf die Möglichkeiten, sich zu bewegen, sich auszutauschen, sich zu entfalten und zu gestalten. Schon der simple Akt „[...], dass ich meine Decke nehme und sie irgendwo auf einem öffentlichen Platz ausbreite und mich dort hinlege“ (Brigitte Vettori, Int.nr. 1, Zeile 77), ist Ausdruck dieses Freiheitssinnes. So wird der Freiraum, je nach Betrachtungsweise entweder als ermöglichter oder als ermöglicher Raum wahrgenommen.

4.4.4.2 Das Spannungsfeld *frei/reglementiert*

Der öffentliche Raum ist zumeist durch vielerlei Gesetze rechtlich reglementiert und von Eingriffs- und Zugriffsrechten der Stadtverwaltung und privater AkteurInnen durchdrungen.

„Frei“ bedeutet aber auch in diesem Zusammenhang nicht „regellos“, sondern vielmehr herrschaftslos. Im akteursbezogenen Ansatz treten anstelle von Gesetzen einer abstrakten Ordnungsmacht direkt zwischen den AkteurInnen ausgehandelte Regeln; die „[...] sollten nicht a priori vorgeben sein, sondern es sollte unterschiedlichen Akteuren möglich sein, sich auf ein Set an Regeln zu einigen. Wichtig in diesem Zusammenhang ist auch, dass das herrschaftsfrei passiert, dass die Regeln nicht von einer abstrakten Instanz oktroyiert werden“ (Severin, Int.Nr. 5, Zeile 188). Eine Freiraumerfahrung, die durchaus gänzlich ohne Regelwerk auskommen kann, entspricht der gedanklich-ideellen Aneignungsform von Stadträumen, etwa jenem der „Gstetten“, um „[...]der Künstlichkeit der Stadt ein bisschen [zu] entkommen und die Gedanken schweifen lassen [zu können]“ (Markus, Int.Nr. 4, Zeile 131).

Je nach spezifischen Bedingungen können Freiräume also durch mehr oder weniger komplexe Verhaltensregeln restriktiv sein, ohne ihren Freiraumcharakter zu verlieren. Als gänzlich unreglementierter Stadtraum ist der Freiraum wohl in erster Linie nur in seiner gedanklich-ideellen Qualität erfahrbar.

4.4.4.3 Das Spannungsfeld kommerziell/ nicht kommerziell

Da nahezu alle urbanen Bereiche in irgendeiner Form der Marktlogik unterworfen sind, haben nicht kommerziell genutzte Räume eigentlich immer nur zeitweiligen Bestand. Dieser Umstand bleibt im städtischen Alltag aber eher unbeachtet, da sich dieser vorwiegend an Zonen des Konsums bzw. jenen der Erholung orientiert. So wurden in meinen Interviews Freiräume nicht unbedingt als konsumfreie Räume begriffen. Eine gewisse Infrastruktur, die etwaige Bedürfnisse auch auf marktkonforme Weise bedient, wurde zum Teil ausdrücklich als wünschenswert angesehen. Was seine Qualitäten anlangt, ist der Freiraum etwa aus der Sicht der Stadtplanerin Lisa S. mit der gängigen Versorgungsstruktur ausgestattet: „Der Fokus der Stadt Wien liegt auf konsumfreien Bereichen, aber gleichzeitig ist es für viele trotzdem interessant, einen Kaffee irgendwo zu trinken oder eine Zeitung kaufen zu können. Wichtig sind in diesem Zusammenhang auch Toiletten und Trinkbrunnen für ältere Menschen, die dann Möglichkeiten haben, sich länger im öffentlichen Raum aufzuhalten“ (Lisa, Int.Nr.3, Zeile 168).

Ob und inwieweit Freiräume im Sinne Lefebvres (1974) durch kommerzielle Angebote ge- oder zerstört werden oder sie mit diesen koexistieren können, wäre eine interessante weiterführende Forschungsfrage.

4.4.4.4 Spannungsfeld *eigen/fremd*

Die Vorstellung von Freiraum schließt sowohl das Eigene als auch das Fremde mit ein: Für die emanzipierte, urbane Gesellschaft, ist die Zu-Eigen-Machung des Raums die Voraussetzung und Folge, die Stadt kollektiv gestalten und nutzen zu können. Andererseits ist seine Aneignung nicht a priori positiv zu verstehen – etwa, wenn sie zum Ausschluss anderer führt.

Freiräume, als punktuelle Verwirklichungen dieser urbanen Gesellschaft, im bestehenden, kapitalistisch organisierten und strukturierten Stadtraum sind Fremdkörper schlechthin. Die Befremdung durch sie und ihre Verfremdung kann durchaus gewollt sein – so sah es beispielsweise auch die Situationistische Internationale.

Diese Ambivalenz wurde beim Interview folgendermaßen angedeutet: „[...] das Eigene und das Fremde sind keine Dichotomien, die mit positiv oder negativ besetzt sind, sondern: jedes eigene kommt mal fremd auf die Welt und jedes fremde wird einmal was eigenes. Das sind also Begriffe, die in sich greifen, es sind fließende Begriffe“ (Franz, Int.nr. 10, Zeile 254).

4.4.4.5 Das Spannungsfeld *drinnen/draußen*

Auch, wenn ein Interviewpartner lediglich jene Orte als Freiräume gelten lässt, die unter freiem Himmel liegen, kann nicht davon ausgegangen werden, dass geschlossene Räume dafür keinesfalls in Frage kommen. Doch schon die Assoziation von „frei“ und „Himmel“ mit Freiraum hat gute Gründe. Zum einen bedeutet es freie Verfügbarkeit über Luft, Licht, Wasser und auch Natur (wenigstens in Form eines rechteckigen Himmelausschnitts), zum anderen geht der umbaute und bedachte Freiraum in der Regel auch verstärkt mit eigentumsrechtlichen Fragen bzw. Limitierungen einher.

Inwieweit geschlossene Räume Freiraumpotential bergen, konnte durch die Interviews nicht geklärt werden. Vorstellbar ist jedenfalls, dass sie innerhalb baulicher Brachen, innerstädtischen Leerstands oder öffentlicher Einrichtungen entstehen und bestehen können. Nichtzuletzt durch eine gewisse Unabhängigkeit von klimatischen Bedingungen und eine gewisse akustische Entkoppelung böten sie jene grundsätzlich geeignete Bedingungen.

4.4.4.6 Das Spannungsfeld *inklusiv/exklusiv*

Bei der Schaffung von Freiräumen kommt der Frage nach Ein- und Ausschluss eminent Bedeutung zu. Die Attribute *frei* und *exklusiv* passen nicht gut zusammen. Doch auch die Inklusion ist für den Freiraum nicht grundsätzlich zuträglich, denn gerade seine Tendenz, sich der alles inkludierenden Verwertungslogik zu entziehen, macht ihn in diesem Sinne exklusiv.

Darum wurde u.a. vorgeschlagen „[...], diese Exklusions- und Inklusionslogik in Frage zu stellen“ (Franz, Int.nr. 10, Zeile 205).

Es liegt ja in der Natur der Sache, dass das Einschließen zugleich auch das Ausschließen bedingt. Was Zugänglichkeit und Nutzung solcher Räume betrifft, sind diese lediglich davon abhängig, auf welcher Seite der Schließung man steht. Dieser Schließung aber ist der Freiraumbegriff, so wie er hier erarbeitet wurde, entgegengesetzt.

4.4.4.7 Das Spannungsfeld öffentlich/privat

In der kapitalistischen Gesellschaft besteht klarerweise ein starker Zug hin zur Privatisierung. Hiervon ist mit dem öffentlichen Raum auch der Freiraum betroffen, obwohl anzunehmen ist, dass letzterer aufgrund seiner reflektierten und bewussten Nutzung weniger gefährdet scheint, Privatinteressen zum Opfer zu fallen, als das bei ersterem zu befürchten steht. Dieser gesteigerte Grad an Reflexion ist für Gestaltung und Erhalt der Freiräume besonders vonnöten, da auch hier Tendenzen der Privatheit auftreten, und es ja wie Markus, ein Sozialarbeiter, sagt: „[...] nicht darum gehen kann, dass man seine eigene Version von Freiraum weiter gestaltet. Interaktionen sind das spannende an Freiräumen. Es macht keinen Sinn, wenn alle dann verzweigelt ihren eignen 1m² großen Freiraum haben. Ich glaube, dass einfach auch das Potenzial darin liegt, dass da Interaktion stattfindet. Und zwar auf einem engen Raum“ (Markus, Int.Nr 8, Zeile 166).

Die Problematik wurde also durchaus erkannt und in den Interviews oft angesprochen; auch die Tragweite des Privaten in seinem Wortsinn: „[...] dass, wenn das eigene Stück privater Freiraum, zugespitzt formuliert: dem öffentlichen Raum weggenommen wird, dass das dann nicht gemeinschaftsfördernd ist“ (Markus Int.Nr. 8, Zeile: 188).

Den Ansatz, Freiräume aus Räumen der privaten Sphäre herauszulösen oder heraus zu entwickeln, war vermutlich auch deshalb nicht repräsentiert, da viele der GesprächspartnerInnen in der öffentlichen Sphäre tätig sind. Dennoch bieten Räume der privaten Sphäre durchaus Potential für Freiräume. Etwa dort, wo das „Wohnzimmer zur verlängerten Stadt“ gerät, also private Akteure Räume öffnen und zu Verfügung stellen, freilich ohne jegliches Interesse, das über die Experimentierfreude und die Lust an sozialer Partizipation hinausreicht (etwa kommerzielle Absichten). Solche Freiräume als und in Übergangszonen wären wohl auch wichtig, meinte Lisa „[...] weil, wenn da dann blickdichte Zäune hochgezogen werden zwischen Freiraum und Freiraum, nur weil das eine dem einen gehört und das andere dem andern gehört, oder da irgendjemand nicht reinschauen oder reingehen darf, macht das schon

was mit dem Gesamtgefüge. Und wenn man da jetzt die ganzen Gebäude rausnimmt und sagt, der Rest ist Freiraum, dann ist das eine netzartige Struktur, die ganz stark in Verbindung steht mit allem und da sollte man idealerweise den privaten Bereich mitbedenken“ (Lisa, Int.Nr. 3, Zeile 163).

Einen diesbezüglich spezifischen Zugang hat mein Interviewpartner Alexander S., welcher obdachlos in Wien lebt: Er betrachtet auf einer konkreten Ebene einfach den gesamten, ihm zugänglichen Stadtraum als Freiraum und löst so, auf praktische Weise, die Dichotomie von öffentlich und privat kurzerhand auf: „Für mich sind die Kategorien privat und öffentlich unwesentlich. Ich mache hierbei keine Unterscheidung. Ich betrachte angefangen vom Park, über das Einkaufszentrum, bis hin zu belebten Plätzen, wie zum Beispiel den Yppenplatz, alles als Freiraum“ (Alexander, Int.Nr. 7, Zeile 185).

5 Conclusio und Ausblick

In meiner Masterarbeit ging es mir darum, städtische Freiräume im Hinblick auf deren Definition und Aneignung im aktuellen Diskurs zu untersuchen.

Ausgangspunkt für die theoretischen Überlegungen war unter anderen Autoren vor allem Lefebvre: In dessen Arbeiten ist die Überwindung kapitalistischer Verhältnisse, im Hinblick auf eine freie, urbanisierte Gesellschaft, zentrales Thema. Dies ist ihm zufolge aber nur möglich über eine veränderte Produktion des Raums. Diese Sichtweise kommt in Zusammenhang mit Freiräumen besonders zum Tragen. Denn wie sich anhand meiner zahlreichen Interviews ablesen lässt, stellen Freiräume ein widerständiges und transformierendes Moment im Sinne dieser Überwindung dar. Indem sie das Bestehende schon partiell, wenn auch meist nur zeitweilig überwunden haben, bekommen sie transzendentale Qualitäten und sind so Marksteine am Weg zur freien Urbanität.

Der Beantwortung meiner Forschungsfrage habe ich mich sowohl in der Theorie als auch in der Praxis genähert und versucht, beide, sei es über Widersprüchlichkeiten oder auch über Verstärkungen, gegenseitig zu ergänzen, abzuändern und zu stützen. Was den empirischen Teil betrifft, so habe ich meine Ergebnisse in der Hauptsache aus der teilnehmenden Beobachtung mittels dichter Beschreibung und den Interviews mittels qualitativer Inhaltsanalyse gewonnen. Es war mir von Anfang an wichtig, die Forschungsfrage in einem größeren gesamtgesellschaftlichen Kontext zu behandeln und nicht nur in ihrer unmittelbaren Verwirklichung zu sehen: So bemühte ich mich um eine interdisziplinäre Sichtweise und versuchte dabei, vom

Detail zur Totalität und wieder von der Totalität zum Detail zurück zu kommen. In meinen Augen können Antworten auf diese Fragestellung nicht gesucht und schon gar nicht gefunden werden, wenn diese nicht in einem größeren Rahmen stattfindet. Dies führt in Felder, die scheinbar nur im weiteren und weitesten Sinne mit Freiräumen zu tun haben, etwa Überlegungen zum bedingungslosen Grundeinkommen, Wert und Verwertung, Arbeits- und Lebensbedingungen, Kreativität als Ausdruck und Bedingung des urbanen Miteinanderlebens.

Freiraum ist sprachlich schon so gefasst, dass man sofort an Raum denkt. Im weiteren Sinne sind Freiräume aber auch unablässbar mit sinnlichen Aspekten verbunden. Akustik, Gerüche, freie Sicht etc. sind von wesentlicher Bedeutung in der subjektiven Erfassung von Räumen und stellen somit eine nicht zu unterschätzende Qualität bei der Charakterisierung von Freiräumen dar. Diesen Umstand konnte ich, im Hinblick auf Schwerpunkt und Umfang meiner Arbeit leider nicht hinreichend berücksichtigen. Besonders in Fragen der Stadtplanung sind es aber gerade diese Qualitäten, denen größere Aufmerksamkeit zukommen sollte. Es wäre interessant, Freiräume speziell in dieser Hinsicht genauer zu erforschen.

Weiters sollte man aus planerischer Sicht, also im Hinblick auf die Gestaltung und Nutzung von Freiräumen, einen breiten Querschnitt der Bevölkerung in den Blick nehmen. Nicht nur sogenannte aufgeklärte Basisgruppen sollen daran teilhaben, sondern vor allem auch jene (schwächeren) Gruppen, die solcher Räume dringender bedürfen, wie etwa große Familien, die auf sehr engem Raum wohnen.

Die Gestaltung von Freiräumen ist nicht nur als Motiv, sondern auch als ihr Experimentierfeld zentral für eine Stadtentwicklung von unten. Essentiell dabei sind partizipative Ansätze, die ein Mindestmaß an Selbstbestimmung der Akteure voraussetzen und auch fördern. Dabei sollten unterschiedliche Gruppen miteinbezogen werden, um in den Freiräumen die Stadt widerzuspiegeln und nicht ihre Klassensegregation oder, um es mit den Worten von Brigitte V. auszudrücken: „[...] den Spaß in der Stadt zu leben und dabei nicht Probleme zu schüren. Stadtentwicklung von unten soll auch nachhaltig sein. Damit ist gemeint, dass unterschiedliche TeilnehmerInnen, Passanten und Anrainer erkennen, dass sie städtische Freiräume gestalten können und Gedanken mitnehmen. Da wird man auch überrascht, bekommt ganz neue Ideen, wie ein Raum ausschauen soll. Ja, also das echt partizipative, der Austausch“ (Brigitte, Int.Nr.:1, Zeile 190).

In Zusammenhang mit der Gestaltung von Freiräumen geht es sehr stark darum, das Potenzial für alle zu entdecken.

Durch Initiativen, wie sie etwa von der Grätzloase lanciert werden, geht es implizit immer auch darum, einen Bewusstseinswandel in der Interpretation der gebauten Stadt und ihrem „Dazwischen“ herbeizuführen, um so die Wahrnehmung für Freiräume und ihre Potenziale zu schärfen.

Hier ist die Bedeutung von Lefebvre's Arbeit für die theoretische wie auch praktische Auseinandersetzung mit Freiräumen nicht hoch genug einzustufen. Seine Sichtweisen im Hinblick auf die Produktion des städtischen Raumes sind von beispielloser Radikalität und gleichzeitig revolutionär für Verständnis und Wahrnehmung unserer städtischen Mitwelt. Dass seine Theoriebildung ohne feste Konzepte auskommt, sein dialektisches Denken von der Einheit von Theorie und Praxis ausgeht, als Koexistenz von Widersprüchen innerhalb eines offenen und widersprüchlichen Ganzen, um sich so unabgeschlossen weiterzuentwickeln, macht Lefebvre auf diesem Gebiet zu einem der profundensten Kritiker kapitalistischer Verhältnisse. Insbesonders mit seiner Triade der Raumproduktion, hat er uns ein geeignetes Werkzeug an die Hand gegeben, diese Verhältnisse zu verstehen und letztlich zu überwinden. Denn räumliche Praxis findet heutzutage im urbanen Alltag dort statt, wo der öffentliche Raum der kapitalistischen Verwertung dient. Wo er das tut, sind die städtischen Freiräume gefährdet. Wo allerdings sich Freiräume ausbilden, ist wiederum die räumliche Praxis in ihrer Reproduktion des Alltags bedroht. Unweigerlich kommt es zu Spannungen, zu Konflikten, Rissen und Bruchlinien, entlang derer Entstehen, Bestehen und Vergehen der Freiräume verlaufen.

In den Räumen der Repräsentation kann es gelingen, wie man es auch aus den Interviews entnehmen kann, eine Ahnung, ein Begehr, den Wunsch und die Sehnsucht nach Freiräumen symbolisch zu fassen und ihre Idee somit weiterzugeben. Denn wie Lefebvre es treffend formuliert, tatsächlich relevant ist – wenn wir uns Freiräume (er)halten wollen – ob es gesellschaftlich möglich wird, den Raum anders zu produzieren. Dem stehen die Vorstellungswelten von den technokratisch dominierten Planungsstäben der Stadtentwicklung und -erweiterung oftmals entgegen. Ihre Raumrepräsentationen haben ohne Zweifel unsere Wahrnehmungs- und Interpretationskonzepte geprägt. Bei den diversen *Grätzloasen*-Initiativen konnte ich mir ein Bild davon machen, wie die gesellschaftliche Produktion von städtischen Freiräumen in einem emanzipatorischen Rahmen aussehen kann. Die dabei stets auftretenden Unzulänglichkeiten in Theorie und Praxis waren für mich genauso unübersehbar wie für die

AktivistInnen selbst. Doch vor dem Hintergrund, der zersetzenden Wirkung von Marktgesetz und Verwertungslogik, wie sie von Lefebvre (1974:100) beschrieben wurde und uns alle prägt, darf das nicht wundern. Denn, wie Lefebvre es treffend ausdrückte, ist es „[...] nicht nur die gesamte Gesellschaft, die zum Ort der Reproduktion (der Produktionsverhältnisse und nicht mehr nur der Produktionsmittel) wird, sondern auch der gesamte Raum. Vereinnahmt vom Neokapitalismus, sektorisiert, zu einem homogenen und dennoch fragmentierten und zerstückelten Milieu reduziert [...], wird der Raum zum Sitz der Macht“ (Lefebvre 1974: 100).

Dennoch und – recht besehen – deswegen blieb uns allen das Gefühl, dass diese, äußerlich so unscheinbaren Interventionen etwas Befreiendes, etwas Aufheiterndes und Aufmunterndes haben, etwas, das uns teilnehmende Menschen verbindet, vielleicht auch mit der Ahnung von einem guten Leben hier. Denn trotz der herrschenden Umstände war auch Lefebvre, der Utopier, kein Pessimist! Allerdings wird eine grundlegende Besinnung auf den freien Stadtraum, als zentrales Element und als Bedingung eines glückenden, urbanen Zusammenlebens nötig sein. Die Verständigung über das Wesen des Freiraums, seine Beschaffenheit, seine Gestaltung und das Wissen über seine Unentbehrlichkeit und über die vielen Umstände, die ihn zerstören, sind essentiell.

Vielleicht kann der unvermittelte, direkte Bezug in dieser Fragestellung, wie hier durch Interviews versucht, durch weitere Untersuchungen im Feld gefördert und den allzu vereinnahmenden Raumrepräsentationen die subjektive Wahrnehmung von Stadtraum entgegengesetzt werden.

6. Literaturliste

- Arendt, Hannah (2002) *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. Piper, München, Zürich.
- Belina, Bernd & Michel Boris (Hg.) (2007) *Raumproduktionen. Beiträge der Radical Geography. Eine Zwischenbilanz*. Münster: Verlag Westfälisches.
- Benjamin, Walter (1982) *Das Passagen-Werk*. In: *Gesammelte Schriften*. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1991) *Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum*, S. 25-34. In: Martin Wentz (Hg.) *Stadt-Räume*. Frankfurt/Main. Campus Verlag.
- Bourdieu, Pierre et al. (1993) *Das Elend der Welt*. Studienausgabe 2. Auflage, Konstanz 2010: UVK Verlagsgesellschaft.

- Brenner, Neil/ Marcuse, Peter/ Mayer, Margit (2012) Cities for people, not for profit. Critical urban theory. Abingdon: Routledge.
- Böhlen, Marc /Frei, Hans (2010) Micro-Public-Places, S. 38-43. In: *dérive - Zeitschrift für Stadtforschung* Nr. 40/41 Oktober 2010.
-
- Chevron, Marie-France (2001) Entwicklungsparadigma und Kulturwandel, Nachhaltigkeit und Mechanismen der Wissensvermittlung in der malischen Gesellschaft, ein Beispiel aus Westafrika. S. 340-359. In: Max Liedtke (ed.). Austria medien press: Wien.
- Chevron, Marie-France (2011) Vorlesung: Einführung in die Urbane Anthropologie. Stadtforschung: Die Anfänge, 3.11.2011. Universität Wien. Institut für Kultur- und Sozialanthropologie.
- Chevron, Marie-France (2011) Vorlesung: Einführung in die Urbane Anthropologie. Stadt als Forschungsfeld – heutige Entwicklungen, 10.11.2011. Universität Wien. Institut für Kultur- und Sozialanthropologie.
- Debord, Guy (1967) Die Gesellschaft des Spektakels. Berlin: Edition Trial.
- Deinet, Ulrich (Hg.) (2009) Methodenbuch Sozialraum. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Döring, Jörg & Tristan Thielmann (Eds.) (2008) Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript.
- Färber, Alexa (2010) Greifbarkeit der Stadt. Überlegungen zu einer stadt- und wissensanthropologischen Erforschung der Stadt. S. 100-105. In: *dérive. Zeitschrift für Stadtforschung* 40/41.
- Foucault, Michel (1991) [1967]. Andere Räume. In: M. Wentz (Ed.) *Stadt-Räume*. S. 65-72. Frankfurt/M.: Campus-Verlag.
- Häußermann, Hartmut/ Dieter, Läpple/ Walter, Siebel (2007) Stadtpolitik. Edition suhrkamp.
- Frey, Oliver (2004) Urbane öffentliche Räume als Aneignungsräume. S. 219-233. In: „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Reutlinger Verlag.
- Glifford, Clifford (1973) Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Suhrkamp, Frankfurt 2003.
- Hengartner, Thomas (1999) Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen. Berlin, Hamburg: Dietrich Reimer Verlag.

- Herlyn, Ulfiert (2003) Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der Raumaneignung. Springer Verlag.
- Holm, Anrej (2010) Wir bleiben alle! Gentrifizierung – Städtische Konflikte um Aufwertung und Verdrängung. Unrast-Verlag, Münster 2010.
- Hoffelner, Doris (2010) Kinder und Jugendliche als NutzerInnen von öffentlichen Freiräumen. Ihre Ansprüche an deren Gestaltung am Beispiel Marie-Ebner-Eschenbach-Park in Wien. Diplomarbeit Wirtschaftsuniversität Wien.
- Koszeczkzy, Gertraud (2007) Die Geschichte der Wiener Grünflächen im Zusammenhang mit dem sozialen Wandel ihrer BenutzerInnen. Dissertation, Universität Wien. Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät.
- Latour, Bruno (1995) Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lefebvre, Henri (1974) Die Zukunft des Kapitalismus, München: List.
- Lefebvre, Henri (1976) Die Revolution der Städte. Frankfurt/Main: Syndikat Verlag.
- Lefebvre, Henri (1991) [1974] The Production of Space. Maldon: Blackwell Publishing.
- Löw, Martina/ Steets, Silke/ Stoetzer, Sergej (2008) Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Opladen: Barbara Budrich.
- Low, Setha M. (1999) Theorizing the city. The new urban anthropology reader. New Brunswick: Rutgers.
- Mitchell, Don (2003) The right to the city. Social justice and the fight for public space. New York: The Guilford Press.
- Nissen, Ursula (1998) Kindheit, Geschlecht und Raum. Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumaneignung. Weinheim, München: Juventa Verlag.
- Novy, Andreas/ Habersack Sarah Wissensallianzen für „eine Stadt für alle – in ihrer Verschiedenheit“. S. 178-183. In: dérive - Zeitschrift für Stadtforschung Nr. 40/41 Oktober 2010.
- Pink, Sarah (2009) Doing Sensory Ethnography. Los Angeles: Sage.
- Pohl, Roland (2018) Hannah Arendt auf den Bestsellerlisten: Frei sind Bürger halt nur unter sich. Welchen Freiheitsbegriff meint der Essay „Die Freiheit, frei zu sein“ aus dem Nachlass der politischen Philosophin? In: Der Standard (Ausgabe 10.3.2018).
- Reutlinger, Christian (2009) Raumdeutungen. S. 17-32. In: Ulrich Deinet (Hg.) Methodenbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag.

- Ronneberger, Klaus (2010) Eingreifendes Denken. Zur Aktualität Henri Lefèbres. S. 44 - 46. In: *dérive - Zeitschrift für Stadtforschung* Nr. 40/41 Oktober 2010.
- Rupert, Evelyn S. (2006) *The Moral Economy of Cities. Shaping Good Citizens*. Toronto: University of Toronto Press.
- Russo, Manfred (2010) Charles Taylor. Der öffentliche Raum der Gegenwart als Rahmen des expressiven Individualismus. S. 184-189. In: *dérive. Zeitschrift für Stadtforschung* 40/41 Oktober 2010.
- Selle, Klaus Die Koproduktion des Stadtraumes. Neue Blicke auf Plätze, Parks und Promenaden. S. 47-52. In: *dérive - Zeitschrift für Stadtforschung* Nr. 40/41 Oktober 2010.
- Schmid, Christian (2005) *Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*. Franz Steiner Verlag Stuttgart.
- Schmid, Christian (2015) Die Theorie der Produktion des Raumes und ihre Anwendung. S. 16-22. In: *dérive - Zeitschrift für Stadtforschung* Nr. 40/41 Oktober 2010.
- Schwanhäusser, Anja (2010) *Stadtethnologie*. S. 106-113. Einblicke in aktuelle Forschungen. In: *dérive. Zeitschrift für Stadtforschung* 40/41 Oktober 2010.
- Schandl, Franz (2009) Raum für die meiste Zeit. Lose Vermutungen zur alltäglichen Praxis des Wohnens. In: *Streifzüge. Zeitschrift für magazinierte Transformationslust*, Ausgabe 47.
- Schandl, Franz (2013) Die Verlockungen des Terrains oder: *Streifzüge der Streifzüge*. In *Streifzüge. Zeitschrift für magazinierte Transformationslust*, Ausgabe 57.
- Tessin, Wulf (2008) *Ästhetik des Angenehmen. Städtische Freiräume zwischen professioneller Ästhetik und Laiengeschmack*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sohm, Hanna (2005) *Freiräume ohne Patentrezept*. S. 28-32. In: *fiber. werkstoff für feminismus und popkultur* Nr. 8.
- Vogelpohl, Anne (2015) Die Begriffe Stadt und Urbanisierung bei Henri Lefèbvre. Eine Inspiration auf Recht auf Stadt-Bewegungen heute. S. 4-8. In: *dérive. Zeitschrift für Stadtforschung* 60.
- Weber, Max (2006) [1919] *Politik als Beruf*. S. 565-610. In: *Politik und Gesellschaft*, Frankfurt am Main.
- Wieger, Lucia (2010) *Soziale Bewegung im öffentlichen Raum. Strategien und Praktiken emanzipatorischer Raumaneignung und gesellschaftlicher Raumproduktion*.

Diplomarbeit. Institut für Raumplanung, Umweltplanung und Bodenordnung (IRUB) Wien.

- Woditsch, Reinhold (2012) Curbs, Gaps und Rails. Diplomarbeit. Institut für Kultur- und Sozialanthropologie Wien.

Internetquellen:

- Wiener Stadtentwicklungsplan 2025
<https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/strategien/step/step2025/>; 20.6.2018
- Weltjournal +: Unser Platz. Wem gehört die Stadt
<https://www.youtube.com/watch?v=JVjHLaR6Dqc>; 14.2.2018

7. Anhang

Lebenslauf der Verfasserin

Persönliche Daten Name: Angelika Böhler

Geburtsdatum: 29.03.1989

Geburtsort: Bregenz, Österreich

Universitäre Ausbildung:

10/2013 – aktuell Masterstudium Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien

10/2008 – 07/2013 Bachelorstudium Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien

Weitere universitäre Tätigkeiten:

Zweiwöchiges Feldpraktikum in Kasba Tadla, Marokko im Zuge des Studiums. Leitung: ao. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Kraus

Sprachkenntnisse:

Deutsch: Muttersprache

Englisch: fließend

Niederländisch: fortgeschrittene Kenntnisse (Level B1)

Berufliche Tätigkeitsfelder:

Sozialpädagogik und Malerei